
Kristall
Hamburg · 13. Jahrg. 1. Vj. 1958 · · Nr. 7 · 60P
13 Gefahren im Weltall
Titelzeichnung: Werner Ewert
Handstreich auf Tunis
Wüstenfüchse (S. 12)

Kristall
Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen
13. Jahrgang · Heft 7

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Aufmerksame Leser werden sicher darauf hinweisen, daß unser Titelbild eine konventionelle Flugzeugkabine zeigt und kein Raumschiff. Um so überraschter ist man über die Lage des Mannes an der Decke der Kabine. Und doch hat unser Zeichner Werner Ewert streng die Tatsachen beachtet. Auch in einem konventionellen Flugzeug kann man heute schon den Zustand der Schwerelosigkeit bis zu 40 Sekunden erreichen, und zwar dann, wenn die Maschine eine parabelförmige Flugbahn fliegt.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Dr. Theo Löbsack, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow
Verlagsleiter: Ernst Naumann

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge haften wir nicht.
Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Telefon: 24 81 81. Anzeigenpreisliste Nr. 13.
KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandspreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Impfung gegen Krebs

Die Salksche Impfung gegen Krebs, über die KRISTALL in Nr. 3 berichtet, ist sicherlich ein höchst interessantes Problem, dessen Erforschung in Zukunft intensiv betrieben werden wird. Die bisher vorhandenen Unterlagen reichen jedoch nicht aus, um sich ein einigermaßen klares Bild zu schaffen.

Dozent Dr. HARTL, Geschäftsführer des Deutschen Zentralausschusses für Krebsbekämpfung und Krebsforschung, Göttingen

Schulbeginn mit 5 Jahren

Zu der von KRISTALL gestellten Frage, wann ein Kind schulreif ist, hat die Konferenz der Kultusminister eine Regelung vereinbart, nach der Kinder, die bis zum 31. März das sechste Lebensjahr vollendet haben, am 1. April schulpflichtig werden.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß in Berlin jährlich etwa 10 Prozent der Sechsjährigen noch nicht schulreif waren und zunächst auf ein Jahr zurückgestellt werden mußten.

Allen diesen Kindern wird der Besuch des Schulkindergartens empfohlen, der in Berlin als freiwillige Einrichtung in die Grundschule eingegliedert ist. Er vermittelt, ohne den Lehrstoff der Schule vorwegzunehmen, im Sinne Fröbels zwischen Spielschule und Unterrichtsschule. In ihn werden auch solche Kinder aufgenommen, die in Kürze zwar schulpflichtig, aber voraussichtlich noch nicht schulreif sein werden. Zurückstellungen erfolgen übrigens auch während der ersten Monate des Schulbesuchs, falls sich die Notwendigkeit dazu herausstellt.


Foto: dpa
Senator Tiburtius

Schließlich ist in das erste Halbjahr der Grundschule ein Kursus eingebaut, der von der Beschäftigung im Schulkindergarten allmählich zu dem eigentlichen Unterrichtsverfahren führt.

Da auch der Schichtunterricht in Berlin fast beseitigt ist und die Möglichkeit besteht, Kinder bis zur Dauer von drei Jahren zurückzustellen, brauchen vernünftige Eltern die Gefahren einer verfrühten Einschulung in der Hauptstadt Berlin nicht zu fürchten.

Professor Dr. Joachim TIBURTIUS, Senator für Volksbildung Berlin-Charlottenburg

Rommel und der Führerbefehl

In Nr. 5, Jahrgang 1958, von KRISTALL wird auf der Seite 12 ausgeführt:

›Den ganzen Tag tobte Hitler über die Schlamperei in seinen Stäben; aber auf die Idee, seinen sinnlos gewordenen Haltebefehl zurückzunehmen, kam er nicht. Vielleicht wartete er auf eine Anfrage Rommels. Aber Rommel fragte nicht. Rommel hörte auch nicht auf Westphals Vorschlag, dem Befehl nicht zu folgen. Rommel gehorchte. Er gehorchte einem Befehl, der nur der Tatsache entsprungen war, daß man im Führerhauptquartier zu lange zu schlafen pflegte und daß ein Major nicht gewagt hatte, seinen Chef zu wecken.

Das sind die wahren Hintergründe des Führerbefehls vom 3. November 1942, dessen 24stündige Befolgung Rommels Panzerarmee das Rückgrat brach.‹

Diesen Ausführungen muß ich entgegentreten:

Gehorcht hätte mein Vater dem Befehl Hitlers nur dann, wenn er ihm nicht zuwidergehandelt hätte. Das hat er aber getan, als er am 4. November 1942, zu einem Zeitpunkt, in dem der Befehl noch nicht aufgehoben war, den Rückzug angeordnet hat. Wenn er sich hierzu nicht entschlossen hätte, wäre die Panzer-Armee Afrika sehr wahrscheinlich am 4. und 5. November 1942 vor El Alamein vernichtet worden. Es ist allerdings unstreitig, daß mein Vater, als der Befehl eintraf, den bereits eingeleiteten Rückzug vorübergehend anhielt. Ohne diesen Befehl hätten auch wahrscheinlich größere Teile der italienischen motorisierten Verbände zurückgebracht werden können. Das hat mein Vater später auch selbst noch betont.

Die große Masse der deutschen Truppen hat sich ja ohnehin zurückziehen können. Wenn nun aber behauptet wird, der 3. und 4. November 1942 hätte der Panzerarmee Afrika das Rückgrat gebrochen, ist dieses unrichtig. Die beiden deutschen Panzerdivisionen verfügten, als der Befehl Hitlers zur Kenntnis des Oberkommandos in Afrika kam, über ganze 24 einsatzfähige Panzer (219 waren es zu Beginn der Schlacht). Zur Zeit, als der Befehl in Afrika bekannt wurde, hatte die Armee somit keine nennenswerte Kampfkraft mehr.

Man kann heute natürlich die Ansicht vertreten, es wäre besser gewesen, wenn der Führerbefehl überhaupt ignoriert worden wäre, eine Ansicht, die sich durchaus im Einklang mit der meines Vaters befände. Aber niemand kann sagen, wie er sich in der Situation meines Vaters, der allein die Verantwortung trug, verhalten hätte. Niemand kann behaupten, er hätte den Befehl Hitlers von vornherein ignoriert. Niemand kann aber auch behaupten, er hätte — wie es mein Vater getan hat — entgegen diesem Befehl — wenn auch 24 Stunden nach dessen Eingang — den Rückzug angeordnet.

Hitler hat allerdings später die Erlaubnis zum Rückzug gegeben. Er hat auch geäußert, er habe den Durchhalte-Befehl nur erteilt, weil er Berichte meines Vaters über die Lage nicht rechtzeitig vorgelegt erhalten habe. Daß er aber meinem Vater sein eigenmächtiges Verhalten verübelt hat, ist sicher.

Ferner ist zusätzlich noch folgendes zu bemerken:

1. Der Führerbefehl mußte von meinem Vater als Antwort auf seine Meldungen vom 2. November 1942, mit denen er Hitler seine Absicht, den Rückzug anzutreten, übermittelt hatte, angesehen werden. Andernfalls hätte dieser Befehl — vom Standpunkt des Oberkommandos in Afrika aus betrachtet, gar keinen Sinn gehabt. Die Vorgänge im Führerhauptquartier am 3. November 1942 sind bislang historisch nicht einwandfrei geklärt worden. Auf jeden Fall waren sie in Afrika nicht bekannt.


Foto: Archiv
Manfred Rommel

2. Es stimmt nicht, daß mein Vater wegen dieses Befehls ›nicht angefragt hätte‹; mein Vater hat am Nachmit-

Weitere Leserbriefe siehe Seite 4

Aus der Heimat der
BÄREN-MARKE

Werke zeitgenössischer Maler Ernst Wild: „Frühlings-Mittag im Allgäu"

„Im Tale grünet Hoffnungsglück"

Ein farbfrischer Frühlingstag im Allgäu, die Luft erfüllt vom Duft der grünen Weideplätze – ein Bild beglückender Harmonie. In der Heimat der BÄREN-MARKE beginnt man den kommenden Sommer zu ahnen.

Die prächtigen Kühe dieser Landschaft sind kräftig und gesund. Sie geben eine reiche, wertvolle Milch, aus der seit mehr als 50 Jahren BÄREN-MARKE hergestellt wird. Diese Dosenmilch ist ergiebig, köstlich rein im Geschmack und von immer gleichbleibender Güte: BÄREN-MARKE – mit all den guten Eigenschaften, die sie der Landschaft ihrer Heimat verdankt.

BÄREN-MARKE — die vertraute gute Dosenmilch



hergestellt von der Allgäuer Alpenmilch AG München

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

tag des 3. November 1942 (der Befehl war beim AOK um 13.30 Uhr des gleichen Tages eingegangen) seinen Ordonnanzoffizier Berndt, der als Ministerialdirektor im Reichspropagandaministerium Hitler persönlich kannte, ins Führerhauptquartier geschickt; Berndt sollte den Widerruf des Befehls erwirken. Am 4. November 1942 hat er dann Hitler die Lage in Afrika vorgetragen. Zudem hat mein Vater Hitler am 4. November 1942 durch Funkspruch aufgefordert, diesen Befehl zurückzunehmen. Hitler hat hierauf mit Funkspruch vom gleichen Tage, abgegangen um 20.50 Uhr, in Afrika eingetroffen im Laufe des 5. November 1942, wie folgt geantwortet:

›Zu Ihrem Funkspruch Nr. 135/42 g.Kdos.Chefs. vom 4. November habe ich meine Auffassung dem Duce übermitteln lassen. So wie sich die Lage entwickelt hat, billige auch ich Ihren Entschluß.‹

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mein Schreiben veröffentlichen würden. *Manfred E. ROMMEL*

Antwort an Manfred Rommel

Es würde in dieser Briefspalte zu weit führen, die einzelnen Angaben Manfred Rommels zu diskutieren. Ich möchte daher nur mit den beiden unbestreitbar besten Sachkennern antworten.

1. Feldmarschall Rommel selbst schreibt in seinem Buch ›Krieg ohne Haß‹, das nach seinen Papieren von Frau Rommel und General Bayerlein herausgegeben wurde, auf Seite 276 (3. Auflage): ›Ich kann mich nach allen Erfahrungen nur zu einem Fehler bekennen, und dies ist, daß ich nicht schon 24 Stunden früher den Befehl ‚Sieg oder Tod' umgangen habe. **Dann wäre die Armee aller Wahrscheinlichkeit nach noch in einem halbwegs kampfkräftigen Zustand samt ihrer Infanterie gerettet worden.**‹

Dann wäre die Armee ... Sie wurde aber nicht! Und warum nicht? Weil Rommel in tragischer Verstrickung zwischen Gehorsam und Gewissen 24 Stunden lang den Hitlerbefehl ausführte. Genau das, nicht mehr und nicht weniger habe ich geschrieben. Und es bleibt die Wahrheit.

2. Feldmarschall Kesselring, der am dramatischen 4. November 1942 auf Rommels Gefechtsstand war, schreibt auf Seite 183 seines Buches ›Soldat bis zum letzten Tag‹:

›In einer mehr als berechtigten Erregung hatte Rommel die Bewegung gestoppt, um befehlsgemäß zu kämpfen und zu sterben. Ich erklärte ihm in Anwesenheit seines Ia, daß das alles gar nicht in Frage kommen könne, daß der Befehl Hitlers nicht ausgeführt werden dürfe ...

In einem kurzen Funkspruch an Hitler habe ich sofort anschließend unter Schilderung der Lage gebeten, Feldmarschall Rommel freie Hand für seine Operationen zu lassen. Auch Rommel hatte sich zu einem ähnlichen Funkspruch durchgerungen. Bereits nachmittags — noch vor meinem Abflug — lag die erbetene Genehmigung vor. Kostbare Stunden waren indes verlorengegangen.‹

Paul CARELL

Hundert Jahre Lourdes

Herzlicher Dank gebührt KRISTALL für die feine und instruktive Abhandlung über Lourdes in Nr. 5. Noch nie habe ich so schöne und treffende Bilder gefunden. Hinzu kommt der vortreffliche Aufsatz von Dr. Ursula Menck.

Regimbert STEINBERGER, O. F. M., Fulda, Kloster Frauenberg

Weitere Leserbriefe siehe Seite 50



Fotos: Lutetia; Arbus

Die Berlinerin Christa Vogel wurde ein weltbekanntes Fotomodell. Unser Bild oben zeigt sie auf dem Titelblatt der französischen Zeitschrift ›Marie-Claire‹, links die neueste Aufnahme aus Amerika.

Vier Mädchen machten Karriere

Vier unbekannte junge Mädchen wurden 1954 von KRISTALL entdeckt. Irgendwo sah unsere Reporterin Inge Schoenthal diese vier Mädchen, sprach sie an, fotografierte sie für KRISTALL. Damals begann für die vier ein neues Leben: sie wurden entdeckt. Ihre Karriere, von der ersten KRISTALL-Veröffentlichung bis zum hochbezahlten Fotomodell, schildert unser Bericht.



Foto: Inge Schoenthal

So sah Christa Vogel aus, als sie 1954 für KRISTALL fotografiert wurde (oben). Unten ihre neueste Aufnahme in einem Mantel von Pierre Cardin. Im Trubel der letzten Pariser Modeschauen sprach man viel von ihrer erstaunlichen Karriere. Seit einem Jahr wird sie in den Kartotheken amerikanischer Fotomodellagenturen als höchstbezahltes europäisches Modell geführt. Filmangebote hat sie abgelehnt, weil sie sich neben der Filmarbeit nicht genügend um ihre Tochter Claudia kümmern könnte (oben rechts).



Foto: Zscheile



Foto: F. C. Gundlach

Vier Mädchen machten Karriere

VON LISSE MERLIN

Christa Vogels ungewöhnliche Karriere begann mit ihrem Bild in unserer Zeitschrift. Es ist jetzt vier Jahre her, da suchte unsere Reporterin Inge Schoenthal in ganz Deutschland hübsche Mädchen, um sie für eine Reportage in KRISTALL zu fotografieren.

»Ich traf die Berlinerin Christa in einem Münchner Modegeschäft«, erzählt Inge Schoenthal. »Sie war damals etwas pummelig und hatte ein liebes, rundes Gesicht. Ein Mädchen, das aussah, als würde es zehnmal lieber heiraten als Karriere machen.« Christa hatte etwas im Gesicht, das Inge Schoenthal sofort erkannte: sie war fotogen. Und tatsächlich kamen nach der Veröffentlichung in KRISTALL viele Anfragen an die Redaktion: »Wer ist Christa? Kann ich Christa kennenlernen?«

Christa hatte damals nur einen Wunsch: Ehefrau zu sein, Kinder zu haben. Sie heiratete noch im selben Jahr, 1954, den Schweizer Textilkaufmann Hans Jörg Vogel. Im September 1955 kam ihre Tochter Claudia zur Welt. Wenige Monate danach erschien Christas Foto zum erstenmal wieder groß in deutschen und Schweizer Illustrierten. Aber Christa hatte sich verändert: Aus dem robusten, etwas rundlichen jungen Mädchen war eine schmale Frau geworden. In ihrem zarten Blond erinnerte sie nun an den Filmstar Grace Kelly.

Sehr schnell wurde Christa Vogel in ganz Westeuropa ein gefragtes Modell für Titelbilder. Als die amerikanische Zeitschrift LIFE ihr Bild als Titel herausbrachte, eroberte Christa Vogel auch die ›Neue Welt‹. Fotografen fragten so oft nach ihr, daß schließlich zwei große New Yorker Modell-Agenturen Christa anboten, sie als Fotomodell zu vermitteln.

Das war für sie die große Chance, in die kleine Spitzengruppe der Weltbesten unter den Fotomodellen vorzustoßen. Im April vorigen Jahres fuhr sie mit ihrem Mann nach New York. Sie blieben zwei Monate, und Christa verdiente ein Vermögen. Schon nach wenigen Tagen erhielt sie die Höchstgage von rund 250 Mark pro Stunde und war damit als Spitzenmodell eingestuft. Sie ist seitdem die höchstbezahlte Europäerin in ihrem Beruf. (In Deutschland liegt das Spitzenhonorar zwischen 300 und 450 Mark pro Tag.)

Diese Spitzenstellung Christa Vogels wird klar, wenn man eine Betrachtung über die erfolgreichsten Frauentypen der letzten Jahre liest, die von der bedeutenden amerikanischen Zeitung ›The New York Times‹ veröffentlicht wurde. Danach hatte 1930 der ›Vamp‹ den größten Erfolg. 1940 löste ihn das ›natürliche Mädchen‹ ab. 1950 begann der Siegeszug der ›Femme fatale‹, der Mondänen mit ›existenzialistischem‹ Einschlag. Den meistgefragten Frauentyp von heute, die kultivierte Dame, aber stellt die damenhafte Berlinerin Christa Vogel dar.

Auf dem besten Wege zu ähnlichen Erfolgen wie Christa Vogel sind auch drei andere Mädchen, die wir 1954 zur Veröffentlichung auswählten: Brigitte Schilling, Elisabeth Fraunhofer und Gudrun Stascheit, deren Gesichtern wir jetzt auch häufiger begegnen und die drauf und dran sind, den Sprung nach Amerika zu wagen.

*

Diese vier ›KRISTALL-Mädchen‹ haben sich in einem Beruf durchgesetzt, der seit 1945 eine stürmische Entwicklung erlebt hat. Seine ersten Anfänge liegen in den zwanziger Jahren. Bis dahin bevorzugten die Zeitschriften noch Zeichnungen für die Darstellung neuer Moden. Als aber die Fototechnik immer besser wurde und die Fotografen immer ehrgeiziger, begannen die Modefotos die Modezeichnungen zu überflügeln. Bald nahmen die Modefachleute auch ihre Mannequins unter die Lupe, und dabei stellte sich heraus, daß im Grunde genommen nur wenige Mannequins zum Fotografieren geeignet sind: Auf dem Laufsteg Kleider spazierenführen und im engen Blickfeld der Kamera posieren ist nämlich ganz und gar nicht dasselbe. Nur wenige Frauen können beides. Heute unterscheidet man sogar innerhalb des Berufs ›Fotomodell‹ zwischen Mode und Werbung. Bei Modefotos kommt es auf die richtige Pose an, auf die Kunst, ein Kleid vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Beim Werbefoto werden vor allem Mimik

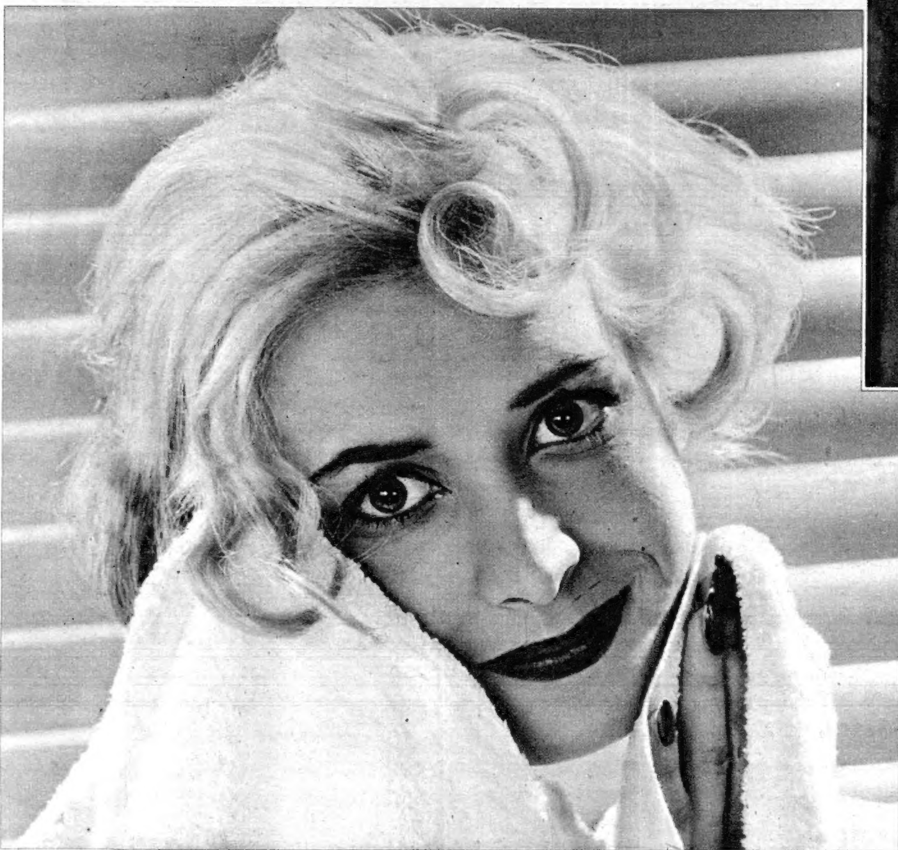


Foto: Studio Haase



Foto: Inge Schoenthal

Vor einer Würstchenbude entdeckte unsere Reporterin 1954 ein hübsches hellblondes Mädchen: Gudrun Stascheit. Auch ihr Foto (kleines Bild l.) wurde damals in KRISTALL veröffentlicht. Heute ist die Arzttochter aus Ostpreußen ein begehrtes Modell für Werbefotos. Gudrun hat acht Semester Mode studiert. Sie zählt zu den zehn ersten deutschen Werbemodellen und darf 200 bis 300 Mark Honorar pro Tag verlangen. Dafür muß sie eine reiche Ausstattung haben: Kleider, Schmuck, alles, was zu einer eleganten Frau gehört. Ihr Können: Sie bringt eine Vorstellung wie ›Durst‹ oder ›Freude durch Sauberkeit‹ (Foto links) blitzschnell zum Ausdruck. Ihre Maße: 1,69 m, 97 Pfund, Taille 57 cm.

und schauspielerische Fähigkeiten verlangt.

Es ist daher kein Wunder, daß sich die Honorare für Fotomodelle in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt haben: die Anzahl der geeigneten Frauen und Mädchen reicht nicht aus. Es melden sich zwar Tausende für diesen verlockenden Beruf, aber nur wenige eignen sich, und noch weniger halten durch.

Bei uns in Deutschland müssen die Mädchen sich ihren Weg auf eigene Faust suchen. Es gibt noch keine Agenturen, die Modelle vermitteln, keine geregelten Honorarsätze, keine Verzeichnisse mit Adressen. Das alles aber hat Amerika, wo man den Beruf in den letzten zwölf Jahren bis zur Perfektion organisiert hat und wo die Agenturen an zehn und fünfzehn Telefonen pausenlos Bestellungen entgegennehmen.

Über ein erfolgreiches Modell sagt man oft anerkennend: »Sie hat an sich gearbeitet.« Arbeit — das bedeutet hier: Sie hat gehungert, bis sie dünn war (denn die Kamera macht zehn Pfund dicker, heißt es). Sie hat gelernt, ihrem Körper und ihrem Gesicht in Sekundenschnelle jeden gewünschten Ausdruck zu geben, sich geschickt zu schminken und ihr Make-up jedem Licht anzupassen. Sie kann große körperliche Anstrengungen aushalten (stundenlanges Stehen in engen Kleidern auf dünnen hohen Absätzen, unter heißen Lampen oder in eisiger Kälte). ›Sie hat an sich gearbeitet‹ heißt vor allem: Sie hat von Anfang an jedes Foto, das von ihr gemacht wurde, streng kritisiert und die Posen vor dem Spiegel immer wieder neu probiert.

Zu einem Dauererfolg, der sich über Jahre erstrecken soll, gehört aber mehr als Eignung und Arbeit, nämlich Intelligenz. Das erfolgreiche Modell muß den Wechsel der Mode feinfühlig miterleben und sich mitverwandeln. Ein Typ, der in die Kleider von heute paßt, kann in zwei Jahren überholt sein. Ein Gesicht, das zu oft gezeigt wurde, verliert an Anziehungskraft. Wer lange an der Spitze bleiben will, muß nach Möglichkeit mit seinem Gesicht ökonomisch umgehen, es ›sparsam verkaufen‹ und es vielleicht einmal völlig verändern. Nebelhaft sind oft die Vorstellungen der Menschen, die den Erfolg des Fotomodells bestimmen. Sich darin auf die Dauer zurechtzufinden und allen Überraschungen erfolgreich zu begegnen, setzt noch mehr als eine

Fortsetzung Seite 39



Foto: Inge Schoenthal



Foto: F. C. Gu

Brigitte Schilling 1954 in KRISTALL (oben) und 1958 in einem Dior-Abendkleid. Kürzlich wurde sie für Amerikas größte Modenzeitschrift fotografiert.



Foto: Inge Schoenthal

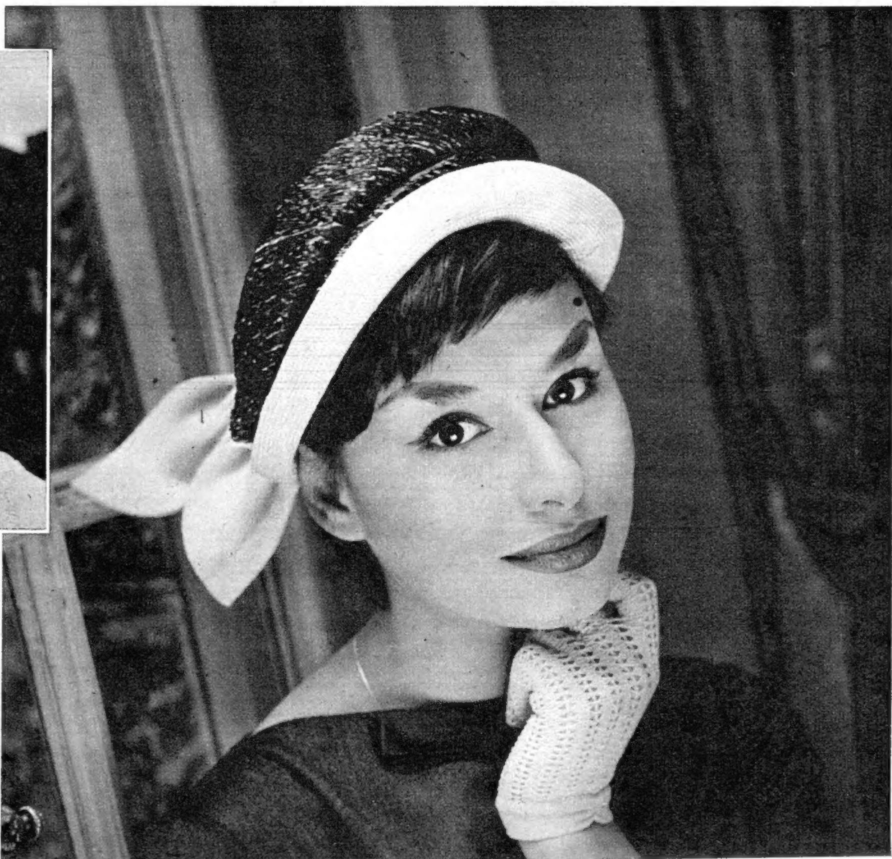


Foto: Haenchen

Sie trug einen dicken Haarknoten und sah etwas ländlich aus, als KRISTALL sie entdeckte: Elisabeth Fraunhofer war überglücklich, denn ihr Foto war nie vorher veröffentlicht worden. Heute ist ihr Gesicht in ganz Europa bekannt.

Magie in der heutigen

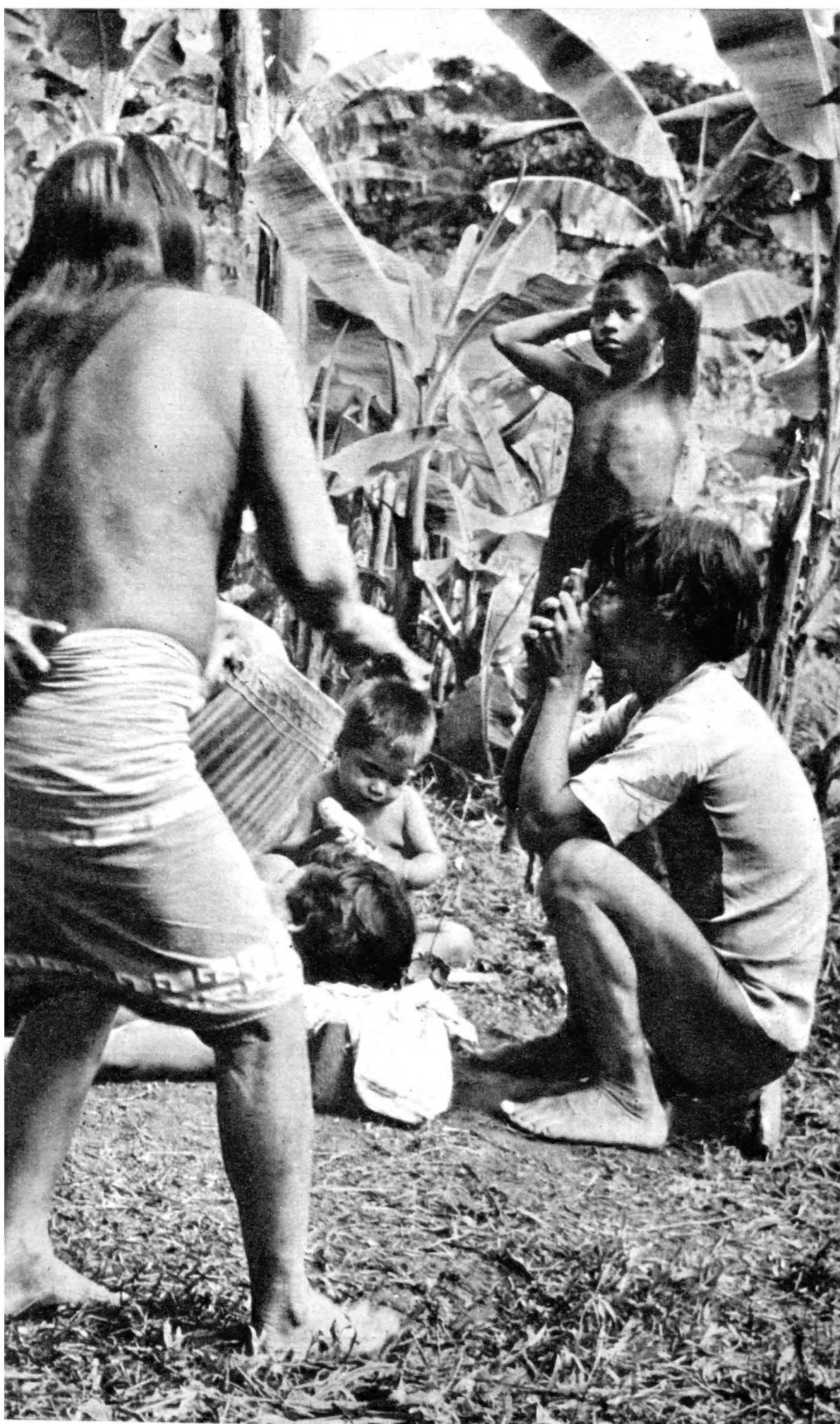
Eine Stunde mit Professor Dr. Arthur Jores

VON DR. GEORG GERSTER

Nicht nur Medizinmänner primitiver Völker heilen durch Magie. Auch in unserer Medizin spielen magische Einflüsse eine Rolle — im Zeitalter des Penicillins und der Herzoperationen. Professor Jores, Ordinarius für Innere Medizin an der Universität Hamburg, spricht mit Dr. Gerster über die große Bedeutung der Magie bei der Behandlung weitverbreiteter menschlicher Krankheiten. Er zeigt die Grenzen der Magie und weist den Weg zu ihrer Überwindung.


Dr. Georg Gerster


Prof. Arthur Jores



Heilung durch Magie bei den Choco-Indianern (Panama). Der Kranke liegt auf der Erde. Bei ihm hockt der Medizinmann und murmelt Beschwörungen, stundenlang, tagelang — bis die Krankheitsdämonen entfliehen. Magie hat viele Gesichter. Auch unsere Ärzte heilen magisch. Foto: Lutetia

Sie glauben also«, sagte Professor Jores, »die Schulmedizin, die hochoffizielle Universitäts-Medizin, mache eine rühmliche Ausnahme: Magie finde man doch heutzutage ausschließlich in den Heilpraktiken der Außenseiter.«

»Vor allem in der Außenseitermedizin«, sagte ich. »Ich denke zum Beispiel an die Zellulartherapie, wo das magische Element besonders augenfällig ist: gegen Herzmuskelschwäche werden Herzzellen, bei Schilddrüsenleiden Schilddrüsenzellen und bei Blutarmut blutbildende Knochenmarkzellen in den Muskel eingespritzt. Dabei verbieten uns die Kenntnisse über das Schicksal von Fremdzellen in unserem Körper anzunehmen, daß diesen injizierten Zellverbänden irgendeine spezifische Wirkung zuzuschreiben ist. Wirken kann allein die Magie — und da die Zellen von einem eben geschlachteten Jungtier oder gar einem Embryo stammen, berauscht sich die Vorstellung daran, daß die Jugend, die ungelebten Lebenskräfte der Embryonalzellen, mitübertragen werden. Das ist doch Magie!«

»Zugegeben«, sagte Professor Jores, ironisch abwartend.

»Vorwissenschaftliche Arzneien und die Medizin der Primitiven stehen im Zeichen der Magie«, fuhr ich fort, von Professor Jores unverhohlener Ironie etwas unsicher gemacht. »Es ist mir natürlich klar, daß viele Maßnahmen, die heutzutage ein praktischer Arzt anordnet, magischen Ursprungs sind; aber daß sie sich in der medizinischen Praxis solange halten konnten, bedeutet doch wohl, daß sie eine naturwissenschaftlich nachweisbare Wirkung haben. Die Völkerkunde liefert hinreichend Beispiele für Prozeduren, die in magischem Glauben vorgenommen werden, deren Wirksamkeit aber auf leicht verstehbaren und durchsichtigen Zusammenhängen beruht. Amerikanische Indianerstämme verwenden einen Absud aus Weidenrinde oder -wurzel gegen Rheumatismus und Gelenkschmerzen — nicht weil sie aus botanischen Büchern wissen, daß die Weide besonders reich ist an schmerzlindernden Salizyl-Verbindungen, sondern weil sie glauben, mit diesem Trunk die Biegsamkeit der Weide auf die steifen Glieder übertragen zu können.«

»Wiederum zugegeben.«

»Was geben Sie nun eigentlich zu?« fragte ich Professor Jores.

»Erstens, daß die Heilmethoden der sogenannten Außenseitermedizin wahrscheinlich pure Magie sind. Die Zellulartherapie ist dafür wirklich ein Beispiel. Zweitens, daß die Vorstufe der Medizin mit den Heilpraktiken, wie sie bei primitiven Völkern üblich sind, aus einem Sammelsurium von magischen Ritualen bestand.«

Professor Jores nimmt einen Schluck Kaffee und setzt dann hinzu: »Wir wollen uns aber klar sein, daß die magische Erlebens- und Denkweise nicht mit den Menschen früherer Jahrtausende begraben wurde. Ein einziger Blick in unsere Umwelt zeigt, daß sie auch in unseren Tagen lebendiger ist als wir wahrhaben wollen. Viele, sehr viele Menschen erleben den großen technischen Apparat der modernen Medizin magisch. Der gläubige Patient vom Lande, der nach der Untersuchung, besonders nach der eindrucksvollen Röntgenuntersuchung, sich bei dem Arzt bedankt, weil ihm das so rasch und so gut geholfen habe — solche Patienten sind keine Seltenheit. Was nun aber gar die Haltung des modernen Menschen dem Medikament gegenüber betrifft — hier vom Zauber der Arznei zu sprechen, ist keine Übertreibung.«

Professor Jores hatte mich um die Mittagsstunde in die II. Medizinische Klinik in Hamburg-Eppendorf gebeten, deren Direktor er ist. Seine gegenwärtige Beanspruchung erlaube ihm leider nicht, mir eine andere Stunde einzuräumen als jene, die er sich zum Verzehr seines Mittagsbrotes am Schreibtisch gönne.

»Als Testfall kann das Magengeschwür dienen. Im Laufe der letzten zehn Jahre wurden in der medizinischen Weltliteratur 313 verschiedene Heilmittel und Behandlungsarten empfohlen — angefangen von Vitamingaben und Hormonspritzen bis zu diätetischen Kuren. Die Liste der me-

Medizin

Im Brennpunkt der Forschung



Foto: H. Dombrowski

Diese junge Dame läßt sich psychotherapeutisch behandeln, weil sie ständig Kopfschmerzen hat. Psychotherapie, sagt Professor Jores, muß die Magie ersetzen, mit der unsere Ärzte zum Beispiel Kopfschmerzen und Magengeschwüre manchmal zu heilen versuchen. Denn Psychotherapie leistet mehr.

dikamentösen Maßnahmen ist dabei ebenso bunt wie diejenige der Ernährungsvorschriften. Selbstverständlich haben die Autoren, die diese Behandlungsarten vorschlugen, über Erfolge damit berichtet. Die wenigsten von ihnen haben sich indes Rechenschaft darüber gegeben, daß fast die Hälfte aller Magengeschwüre ohne ärztliches Eingreifen von selbst ausheilen. Und fast keiner hat sein Medikament im ›Blindversuch‹ geprüft.

Bei einem solchen Blindversuch erhält ein Teil der Patienten nicht das echte Medikament, sondern ein in Form, Farbe und Geschmack gleiches, seiner chemischen Zusammensetzung nach aber neutrales Mittel. Diese Blindarznei heißt in der Fachsprache Placebo (lateinisch: ich werde gefallen). Als Placebos kommen beispielsweise in Frage Kochsalz, destilliertes Wasser oder auch die bloße Trägermasse einer Arznei ohne deren Wirksubstanz.

»Im Falle eines einzigen Heilmittels wurden neben den Versuchen mit diesem Heilmittel auch ausreichende Blindversuche ausgeführt. Dabei zeigte sich, daß 85 Prozent der Magengeschwür-Kranken auf das Heilmittel ansprachen, nicht weniger als 75 Prozent aber ebenso gut auf das Placebo. Die pharmakologische Wirksamkeit des Medikaments ist also oft nur gering zu veranschlagen.«

Die Erscheinungen, die Professor Jores unter der Bezeichnung ›Magie in der modernen Medizin‹ zusammenfaßt, sind nicht neu. Jeder ältere Apotheker kennt noch die Zeichen ›u. a. f. v.‹, welche die Hausärzte gelegentlich auf ihre Rezepte schrieben. Es sind die Anfangsbuchstaben des lateinischen Satzes: ›ut aliquid fieri videatur‹ (= damit etwas zu geschehen scheint). Dem Apotheker erklärten sie auf diskrete Weise, weshalb der Arzt von ihm verlangte, ein Scheinmedikament herzustellen: dem Kranken war weniger mit einer bestimmten Arznei geholfen als damit, daß ihm überhaupt eine Arznei verabreicht wurde.

Jeder erfahrene Arzt hat Heilungen beobachtet, die nicht seinen Maßnah-

men, sondern der durch ›Magie‹ geweckten Selbstheilungskraft der menschlichen Natur zu verdanken waren. Trotzdem ist der naturwissenschaftlichen Medizin, die sich um Objektivität und Wissenschaftlichkeit bemüht, zunehmend das Bewußtsein von der ›Magie‹ verlorengegangen, von der sie selber profitiert. Vor allem fehlt ihr ein zureichender Begriff davon, in welchem Ausmaß sie an dieser Magie teilhat.

›Falsche‹ Arzneien halfen

In einer Mailänder Klinik erhielten hundert an schwerer Schlaflosigkeit leidende Patienten ein neues Schlafmittel. 76 von ihnen schliefen bald darauf tief. Das ›neue Mittel‹ aber war in Wirklichkeit eine Blindarznei. Ähnliche Versuche mit Placebos im Falle von Schlaflosigkeit werden auch aus Freiburg i. Br. mitgeteilt. Die umfangreichsten Placebo-Experimente wurden jedoch von verschiedenen Forschergruppen in den Vereinigten Staaten gemacht. Sie hatten erstaunliche Ergebnisse. Im Durchschnitt sprachen etwa 40 Prozent aller Patienten auf das falsche, aber echt aussehende Präparat genauso gut an wie auf das echte. Bei Tabletten, die gegen Kopfweh gegeben wurden, steigerte sich sogar der für Placebos empfängliche Anteil unter den Versuchspersonen auf 60 Prozent. — In einer Testserie, die mit einem Präparat gegen Angina pectoris durchgeführt wurde, sprach die Mehrzahl der Patienten auf das echte Mittel sehr gut an, auf das Placebo weniger gut. Dann wurde aber derselbe Versuch vom selben Arzt ›doppelt blind‹ durchgeführt. Das heißt, selbst der Arzt wußte nicht, welches Mittel er in der Hand hatte und dem Kranken verabreichte — die Schein- oder die Originalarznei. Im doppelten Blindversuch waren nun plötzlich die Erfolge des echten Mittels und des Placebos gleich groß. Wir können daraus nur einen Schluß ziehen: nicht bloß der Glaube des Patienten an ein Medikament und an den Arzt, der es ihm verschreibt, ist bedeutsam. Bedeutsam ist auch die Einstellung des Arztes zu dieser Arznei, die er verabreicht. Diese Einstellung wirkt durch Haltung und Worte auf das Unbewußte des Patienten.

Die Wirkung einer Arznei wird noch von vielen anderen Faktoren mitbestimmt. So steigt die magische Heilkraft eines Medikamentes, wenn es erstens aus ›natürlichen‹ Stoffen hergestellt ist, also nicht aus dem Laboratorium der chemischen Industrie kommt, zweitens ausländischer Herkunft ist und einen fremden, wohlklingenden Namen trägt, der einer unverständlichen Beschwörungsformel gleicht, drittens neu und viertens teuer ist.

Der vierte Punkt ist nicht unwichtig: der Prozeß der Gesundung wird wesentlich gefördert durch das Opfer, das der Mensch für sie bringen muß.

Bittere Pillen wirken besser

Einfluß haben außerdem Farbe, Form, Geschmack und Verpackung der Heilmittel sowie die Art der Anwendung. Arzneien ungewöhnlicher Form — zum Beispiel besonders große oder ausgesprochen kleine Tabletten — wirken besser. Grüne und blaue Medikamente erwecken im allgemeinen den Eindruck ›giftig zu sein‹, während die Kombination rot-gelbbraun erfahrungsgemäß Vertrauen erweckt. Eine Arznei ist mit Vorteil bitter, weil sie an den Opferwillen des Kranken appelliert und sein Vorurteil ›wirksame Arzneien schmecken widerlich‹ bestätigt.

»Der magische Heileffekt ist aber doch wohl auf eine Anzahl von bestimmten Krankheiten beschränkt?« frage ich Professor Jores. »Ich denke an einen Matrosen, der an Skorbut erkrankt ist — ihm ist doch mit einem Placebo, das nur äußerlich einer Vitamin-C-Tablette gleicht, nicht geholfen! Es dürfte auch völlig gleich sein, wie der Matrose zum Schiffsarzt eingestellt ist, wenn er ihm nur die Vitamin-Präparate verabreicht.«

»Was letzteres anlangt, können Sie sich täuschen«, erwidert Professor Jores. »Die ablehnende Einstellung eines Patienten kann auch objektive Arzneiwirkungen durchkreuzen. Aber im Grundsätzlichen haben Sie vollkommen recht; die magische Heilweise ist auf eine Gruppe von Krankheiten beschränkt, zu der Ihr Beispiel — der Skorbut — nicht gehört.«

Professor Jores unterscheidet Krankheiten, die der Mensch mit Tieren und Pflanzen gemeinsam hat, und die spezifisch menschlichen Krankheiten.

»Infektionskrankheiten stellen heute kein Problem mehr dar. Der Mensch hat sie mit Pflanze und Tier gemeinsam — und die naturwissenschaftliche Medizin hat auf diesem Gebiete nicht zuletzt Triumphe gefeiert, weil sie den Menschen als Spezialfall eines höheren Säugetieres betrachtet und daher diese Krankheiten bequem im Tierversuch studieren konnte. Kein Mensch braucht mehr an Wurmkrankheiten, an Schlafkrankheit oder Malaria zu sterben. Pest und Fleckfieber haben durch die Aufklärung des Übertragungsweges ihre Schrecken verloren. Noch nicht ganz gelöst ist das Problem der Virusinfektionen, aber auch hier bahnen sich Wege der erfolgreichen Bekämpfung an.«

Ansatzpunkt: die Tiefenseele

Zu den spezifisch menschlichen Krankheiten gehören dagegen verschiedene chronische Magen- und Darmerkrankungen, wie die Magenschleimhautentzündung und das Magengeschwür, die chronische Verstopfung, die chronische, nicht bakteriell bedingte Durchfallkrankheit, die Hauptform der Fettsucht, die Magersucht, das Asthma wie auch andere allergische Leiden, die Hochdruckkrankheit, viele Formen chronischer Gelenkerkrankungen, die Basedowsche Krankheit.

»Auch als Laie ersehen Sie aus dieser Liste«, sagt Professor Jores, »daß sie gerade jene Krankheiten aufzählt, die in der Praxis des modernen Arztes unserer Breiten die Hauptrolle spielen.«

Die spezifisch menschlichen Krankheiten sind in dem begründet, was den grundsätzlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier bedingt — im Psychischen.

»Bei jenen Krankheiten, die Mensch und Tier gemeinsam sind, aber auch bei einigen anderen, die in die Gruppe der spezifisch menschlichen gehören, bedient sich die naturwissenschaftliche Medizin einer Methode, die ich als ›pragmatisch‹ (abgeleitet von dem griechischen Wort pragma = Handlung, Tat), bezeichnet habe. Beim pragmatischen Weg des Heilens ist das Medikament nur bei einer streng definierten Krankheit wirksam, und die Wirkung tritt dermaßen zuverlässig ein, daß der Heilerfolg mit großer Sicherheit vorausgesagt werden kann. Der Erfolg ist jederzeit bei demselben Krankheitsbild und von allen Ärzten auf der ganzen Welt zu erreichen.

»Ich habe schon von der kausalen Heilmethode reden hören, welche versucht, die Krankheit wirklich bei ihrer Ursache zu packen. Diese scheint mir mit dem, was Sie den Weg des pragmatischen Heilens nennen, identisch zu sein?«

»Vorsicht«, warnt Professor Jores. »Sie dürfen nichts durcheinanderbringen. Wenn ich — sagen wir — die Erreger, die das Fleckfieber verursachen, mit Aureomycin angreife, treibe ich sowohl eine pragmatische wie eine kausale Therapie: ich versuche ja, die Erreger der Krankheit mit einem gezielten Medikament umzubringen. Nehmen wir nun aber den Fall der Zuckerkrankheit, die bei Insulinmangel zustande kommt. Wir wissen, was dieser Insulinmangel im Stoffwechselgeschehen anrichtet, und wir sind imstande, durch Insulingaben den Hormonmangel zu beheben. Diese Therapie ist durchaus pragmatisch, indes ist sie nicht kausal, denn die Krankheitsursache bleibt im dunklen. Wieso erkrankt ein Diabetiker im 5. und ein anderer im 30. Lebensjahr? Die naturwissenschaftliche Medizin behilft sich da mit dem Ausdruck ›Anlagefehler‹, ›Geburtsfehler‹. Aber das ist nicht mehr als ein leeres Wort, ein ungedeckter Scheck — Schicksal! Jawohl, in der ›Anlage‹ hat sich das Schicksal wieder zur Hintertür hereingeschlichen, nachdem es als unwissenschaftlich zur Vordertür hinausbugsiert worden ist. Ähnliche Probleme tauchen beim Magengeschwür auf. Hier gibt es auch pragmatische Behandlungsarten, die auf der Einsicht in den Krankheitsvorgang beruhen. Magengeschwüre bedeuten Säureüberproduktion, deshalb gibt man säurehemmende Mittel. Die Krankheitsursache bekommt man aber so nicht zu fassen. Weshalb der oder jener sich ein Loch in den Bauch ärgert, kann nur in der psychologischen Untersuchung zum Vorschein kommen. Sie werden nun erraten, worauf ich hinaus will. Meiner Überzeugung nach können auch bei äußerster Verfeinerung des diagnostischen Apparates keine äußeren Ursachen für die spezifisch menschlichen Krankheiten gefunden werden. Die naturwissenschaftliche Medizin, die auf solche äußeren Ursachen eingeschworen ist und sie beflissen sucht, wird in dieser für unsere Zeit wichtigsten Krankheitsgruppe nie kausale Therapie betreiben können. Kausal heilen kann hier nur die Psychotherapie, in deren Zuständigkeit der innere Faktor ›Seele‹ fällt.

»Da wir von Magie ausgingen und nun bei der Psychotherapie landen, muß ich annehmen, daß Ihnen die beiden Begriffe dasselbe bedeuten.«

»Ich muß nochmals warnen: Vorsicht!« sagt Professor Jores ernst. »Der magische und der psychotherapeutische Weg des Heilens sind zwei verschiedene Wege; lediglich ihr Ausgangspunkt — die Tiefenseele des Patienten — ist der nämliche. Die gläubige Hingabe, welche die Voraussetzung der magischen Heilweise ist, schaltet die Hemmungen aus, die wir bei den spezifisch menschlichen Krankheiten als eigentliche Ursache vermuten. Wichtig für die Beurteilung des Wertes der magischen Therapie ist die Tatsache, daß die magische Heilung häufig nicht von Dauer ist. Wie oft sehen wir, wie die ersten Maßnahmen eines Arztes oder auch eines Heilpraktikers Wunder wirken, später aber in ihrem Effekt langsam abklingen. Die Gläubigkeit, das Vertrauen des Patienten läßt nach. Dann wird zuweilen der Arzt, zuweilen das Medikament gewechselt — das ›Wunder‹ stellt sich von neuem ein, um über kurz oder lang von neuem abzusterben. Die magische Behandlung ist eben auch nicht kausal, kausal ist in diesen Fällen allein die psychotherapeutische Methode.

Bei der magischen Heilung wie bei der psychotherapeutischen wird die Tür des Gefängnisses, in das sich der Patient selber gesperrt hat, geöffnet — im ersten Fall wird sie gewissermaßen gesprengt, im zweiten dagegen wird der Patient angeleitet, sie selbst zu öffnen. Es leuchtet ein, daß sie im ersten Falle leicht wieder zufallen kann, im letzteren hingegen nicht mehr, wenn der Prozeß bis zum Ende durchgeführt worden ist.«

Drei Wege des Heilens

Nach einem Augenblick des Schweigens fügt Professor Jores hinzu:

»Diese drei Arten des Heilens — die pragmatische, die magische und die psychotherapeutische — werden vielleicht noch deutlicher, wenn sie das jeweilige Verhältnis von Patient und Arzt ins Auge fassen. Für das pragmatische Heilverfahren spielt dieses Verhältnis keine Rolle. Einflußreiche Ärzte träumen von einem medizinischen Großkombinat, einer Gesundheitsfabrik, in die der Kranke hineinspaziert, um am anderen Ende repariert wieder herauszukommen wie ein Wagen aus einer Großgarage. In dieser Klinik wird er einer Reihe von Kreuz-und-Quer-Untersuchungen unterworfen, er löst sich gewissermaßen in eine Handvoll technischer Daten und medizinischer Chiffren auf: in lauter wäg- und meßbare Angaben, in eine Fieberkurve, ein Elektrokardiogramm, die Befunde zahlreicher Labor-Untersuchungen. Mit einem Minimum an persönlichem Kontakt und einem Maximum von objektiver Methode stellt darauf der Spezialist die Diagnose — in der vollmechanisierten Gesundheitsfabrik, die in manchen Köpfen spukt, wird selbst diese Arbeit ein Elektronenroboter übernehmen. Bei der magischen Behandlungsart dagegen ordnet sich der Kranke dem Arzt als dem großen Heilbringer unter. Je vollkommener das gelingt, desto besser die Aussichten der Heilung. — Ist die Haltung des Patienten in der magischen Heilung passiv, so ist sie bei der psychotherapeutischen Methode aktiv. Das Arzt-Patient-Verhältnis steht bei der Psychotherapie im Zeichen der Begegnung. Psychotherapie ist ein Treffen auf derselben Ebene, ein gegenseitiges Nehmen und Geben. Der Patient muß einsehen, daß für seine Krankheitssymptome nicht, wie er bisher gemeint hat, das Klima, das Essen, die Wasseradern im Boden und dergleichen außerhalb seiner selbst gelegenen Dinge verantwortlich sind. Es muß ihm die Einsicht reifen, daß seine Krankheit die Folge einer seelischen Fehlhaltung ist, die sich weder mit Präparaten noch mit Apparaten korrigieren läßt.«

Der Schlüssel zur Gesundheit

Professor Jores ist von verschiedenen Seiten heimlich oder offen verketzert worden. Aber die Position von Professor Jores ist stark: er begann nicht als Psychotherapeut, sondern er fand sich an einem bestimmten Punkt seiner ärztlichen Laufbahn gezwungen, es zu werden, um seinem hippokratischen Eid treu zu bleiben.

»Meine Sporen habe ich selbstverständlich auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Medizin verdient. Sonst wäre ich nicht hier. Aber als der Krieg zu Ende war und ich in dem Stuhle saß, in dem ich jetzt sitze, und ein Patient nach dem anderen vor mir saß — dort wo Sie jetzt sitzen —, da sagte ich mir oft: Was machst du eigentlich, du Narr! Der hat Herzbeschwerden, jener Asthma und dieser ein Magengeschwür — und alle erzählen sie dir ihre Lebensgeschichte. Du müßtest blind sein, wenn du nicht in ihr den Schlüssel zu ihrem Leiden sähest. Du aber schreibst Rezepte. Glaubst du, daß es Rezepte sind, was diese Kranken brauchen? Schließlich begann ich, Psychoanalyse zu studieren. — Ich fürchte«, schließt Professor Jores mit einem Blick auf die Uhr, »ich werde mich wieder um die Kranken kümmern müssen.«

Schon an der Tür, sagt Professor Jores: »Meine Forderungen werden zuweilen mißverstanden. Man unterschiebt mir die Absicht, die naturwissenschaftliche Medizin überwinden zu wollen. Das ist natürlich der bare Unsinn. Von einer Überwindung kann nicht die Rede sein. Die naturwissenschaftliche Medizin sollte bloß in einer neuen Medizin aufgehen, die auch die spezifisch menschlichen Leiden ursächlich bekämpft. Jeder Internist, auch jeder Chirurg, sollte wenigstens eine Idee von der Psychotherapie haben. Der Vorwurf, wir Ärzte hinderten die Menschen am Sterben, ohne ihnen zum Leben behilflich zu sein — es ist ein Körnchen Wahrheit darin! Jeder Arzt hat schon Sätze hören müssen wie denjenigen, welchen einst eine Patientin, die an neurotischen Herzbeschwerden litt und durch viele Sprechzimmer gegangen war, mir gegenüber äußerte: ›Behandeln will mich jeder, aber helfen kann mir keiner.‹ Ein solches Wort flammt neben den Ruhmestaten der modernen Medizin wie ein Menetekel.«

Handstreich auf Tunis

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL



Foto: Moosmüller

Ein Steinloch, eine Zeltplane darüber, ein Telefon, das genügte dem Armeeführer Rommel als Befehlsstand. Nur so konnte er seine moderne technisierte Armee von den Brennpunkten der Schlacht aus führen. Nur so — immer dicht an der Front — war er stets über die Gefechtslage genau informiert.

Zwanzig Monate haben wir Rommels Soldaten durch die Sand- und Steinwüsten Libyens und Ägyptens begleitet. Aber der Traum, nach Kairo zu kommen, ist ausgeträumt. Die sieggewohnte Armee Rommels ist auf der Flucht. Schlimmer noch: In ihrem Rücken landet am 8. November General Eisenhower eine englisch-amerikanische Invasionsarmee. Ein neuer Kriegsschauplatz ist da: Tunesien. Eisenhower muß gestoppt werden oder Rommels Armee kommt in die vernichtende Zange. Deshalb springen Anfang November 1942 deutsche Fallschirmjäger in das Land der Palmen und Ölbäume. Landen in Tunis. In Bizerta. Nehmen in Handstreichen Gebirgs-Pässe, Flugplätze und Dörfer. Abenteuerliche Kämpfe. Kühne improvisierte Strategie. Heiße politische Intrigen. Das war der tunesische Feldzug. Von der Kriegsgeschichte wurde er bisher als Stiefkind behandelt. Wir wollen ihm den gebührenden Platz einräumen.

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

Am Südrand des Feldflugplatzes beim wuchtigen Arco de Filene steht Rommels He 111 startbereit. Es ist kurz nach 2 Uhr. Der Qualm eines britischen Bombenangriffs liegt noch über dem nächtlichen Platz. Als um 1 Uhr 45 die letzten englischen Leuchtgranaten verglüht waren, hatte Oberleutnant Giesen die He aufs Rollfeld gesetzt. Kurz nach 2 Uhr war Rommel gekommen. Gleich würde es losgehen: Richtung Rastenburg. Der Feldmarschall wollte seinem Führer die Genehmigung zur Räumung Nordafrikas abtrotzen. ›2 Uhr 50 Start‹ schrieb Feldwebel Hahne ins Bordbuch. Die He war schon in der Luft. »Ich will jetzt niemanden sehen, Giesen«, sagte Rommel kurz vor der Zwischenlandung in Grottaglie bei Tarent. Feldwebel Hahne zog die Vorhänge vor den Kabinenfenstern zu. Um 6 Uhr 50 rollte die He auf den verschlafenen Platz. Rommel blieb während des Tankens in seinem Sessel sitzen. Er hatte die Augen geschlossen. Schlief er? Oder legte er sich die Argumente für seine Aussprache mit Hitler zurecht? Rommels Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Berndt, blätterte in alten Nummern der ›Oase‹, der gutgemachten Soldatenzeitung der Panzerarmee.

Um 8 Uhr 15 ging es weiter nach Wiener Neustadt. Rommel sagte sei-

Fortsetzung Seite 14

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 12

ner Frau guten Tag. Um 12 Uhr 40 aber saß er schon wieder im Flugzeug. Um viertel nach drei wurde der stählerne Vogel auf dem Flugplatz des Führerhauptquartiers eingewinkt. In einem Kurierwagen brauste Rommel hinüber zu dem ostpreußischen Eichenwäldchen, wo Hitlers ›Wolfsschanze‹ versteckt lag. Am Tor 2 salutierte die Wache. Ohne weitere Kontrolle ging der Schlagbaum hoch. Der Wagen blieb auf dem Hauptweg der Anlage, bog dann nach links in einen Nebenweg ein und hielt vor der Baracke, die Feldmarschall Keitel bewohnte. In einer fast einstündigen Unterhaltung gab Rommel einen Bericht über die militärische Lage Nordafrikas und schlug die Räumung vor. Keitel, Jodl und der Chef der Militäradjutantur Hitlers, Oberst Schmundt, hörten ihm ruhig und interessiert zu. Sie schienen mit Rommels Auffassungen übereinzustimmen. Und so ging der Feldmarschall ganz optimistisch in die Baracke Hitlers, als er und seine Gesprächspartner um 18 Uhr zur Führerbesprechung gerufen wurden. Hier aber gab es eine böse Überraschung. KRISTALL veröffentlicht heute zum erstenmal die sensationelle Unterredung. Unsere Quelle ist verbürgt.

Hitler hatte Rommel nicht allein erwartet. Der Reichsmarschall Göring war bei ihm. »Wie steht es in Afrika«, begann Hitler die Unterhaltung. Rommel setzte die Gründe auseinander, warum die Engländer die Alamein-Linie durchbrechen konnten: »Sie hatten besseres Material, hatten stärkere Artillerie und die Luftüberlegenheit.«

Rommel begründete weiter, warum er nach dem britischen Durchbruch keine bewegliche Kampfführung mehr treiben konnte. »Wir hatten keinen Sprit«, war Rommels erstes Argument. Wie auf ein Stichwort fuhr Göring auf: »Aber Ihre Fahrzeuge flohen doch zu Hunderten in wilder Flucht und mit Affenfahrt auf der Küstenstraße zurück. Dafür war Sprit da.« Hitler blickte Rommel an, sagte aber kein Wort.

Rommel: »Wir hatten auch keine Munition.«

Göring: »Trotzdem haben Sie Zehntausende Artilleriegranaten in Tobruk und Bengasi liegen lassen.«

Rommel stieg der Zorn ins Gesicht: Sollte er den Dicken fragen, wie er diese Munition hätte abtransportieren sollen? Wie er sie zu den Geschützen hätte bringen sollen? Rommel blickte auf Hitler. Aber der sagte noch immer nichts. Hatte er mit Göring ein Spiel mit verteilten Rollen verabredet? »Wir hatten«, fuhr Rommel mit erhobener Stimme fort, »wir hatten auch nicht genug Waffen.«

»Und wo sind die Waffen geblieben«, bellte Göring. Rommel machte eine kleine Kunstpause. Dann: »Die Waffen wurden auf der Flucht weggeschmissen.« Und jetzt, wie auf ein Stichwort, schrie Hitler los: »Wer aber keine Waffen hat, muß verrekken.« Rommel sprang aus seinem Sessel hoch. Sein Gesicht war krebsrot. »Mein Führer«, setzte er an. Aber Hitler knallte die Faust auf den Tisch und wiederholte: »Wer die Waffen wegwirft und dann kein Gewehr mehr hat, um sich zu verteidigen, muß verrecken.«

Stalingrad stand im Raum. Stalingrad, das vor zehn Tagen, am 19. November, eingeschlossen worden war. Stalingrad, das Hitler zu halten geschworen hatte, wütend, drohend, gegen alle Vernunft. Und da sollte er in Afrika weichen?

»Niemals!« warf Hitler ein. Er wandte sich an Keitel: »Was liegen in Neapel für Waffen?«

»6000 Gewehre liegen transportbereit, mein Führer.«

»Schicken Sie alles sofort hinüber.«

Aber mit 6000 Gewehren ließ sich Rommel nicht beschwichtigen. »Was sollen 6000 Gewehre, mein Führer.« Und dann entwickelte er trotz Hitlers drohender Stimmung seine These, daß Nordafrika nach der alliierten Invasion in Marokko und Algerien auf die Dauer nicht zu halten sei. »Nehmen Sie die Panzerarmee ohne Rücksicht auf Material nach Italien zurück, um den Kontinent gegen die zu erwartende Invasion Eisenhowers verteidigen zu können, mein Führer«, beschwor Rommel mit eifernder Stimme. Aber eiskalt fuhr da Hitler seinen Feldmarschall an: »Rommel, ich wünsche einen solchen Unfug aus Ihrem Munde nicht mehr zu hören. Nordafrika wird verteidigt, wie Stalingrad verteidigt wird. Eisenhowers Invasionsarmee muß vor der italienischen Haustür zerschlagen werden, nicht erst im Wohnzimmer Siziliens.« Das klang gut. Das klang schön. Und das letztere war sogar richtig. Aber dann mußten genug Panzer und genug Flugzeuge und genug Soldaten nach Afrika geschickt werden. Aber man hatte zwanzig Monate nicht genug geschickt, um eine Armee zu besiegen, und da wollte man in den nächsten Monaten zwei Armeen schlagen? In Rastenburg wurde der Krieg in Nordafrika seit fast zwei Jahren nur als ein Kolonialkrieg angesehen, nicht als ein Kriegsschauplatz, wo europäische Entscheidungen fielen, wie Kesselring sooft gemahnt hatte.

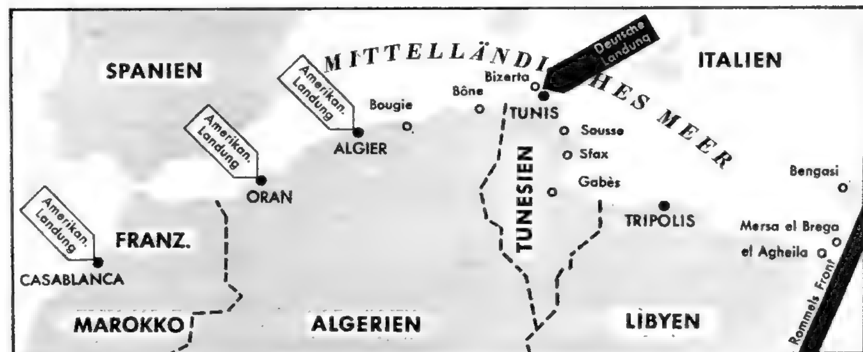
Rommel wollte noch einmal ansetzen; aber da schnitt ihm Hitler das Wort ab: »Nordafrika wird verteidigt — nicht geräumt; dies ist ein Befehl, Herr Feldmarschall.«

Dies ist ein Befehl, Herr Feldmarschall!

Ja, Adolf Hitler wußte um die Magie dieses Wortes. Er wußte an welcher Stelle er seine Marschälle packen mußte. — »Dies ist ein Befehl.«

Rommel akzeptierte diese alte Formel preußisch-deutscher Tradition, bei der jeder Widerspruch zertreten wurde. Er gehorchte. Mit halbem und mit verwundetem Herzen zwar. Aber er gehorchte.

Sein Glaube an Adolf Hitler war von dieser Stunde an zerbrochen. Rommels Feldherrnglück auch. Abgespannt, müde und verzweifelt fuhr der



Karte: Einecke

Am 8. November 1942 landen die Truppen General Eisenhowers bei Casablanca, Oran und Algier (weiße Pfeile). Der deutsche Gegenschlag erfolgt wenig später: Fallschirmjäger landen bei Tunis und Bizerta (schwarze Pfeile).



Foto: USAD

Genau 24 Stunden wehrten sich die Franzosen gegen die Alliierten in Oran. Dann konnten Teile der 1. US-Panzerdivision (Bild) in die Stadt einziehen.

Feldmarschall mit Göring in dessen Sonderzug nach Rom. Der Reichsmarschall wollte die Verhandlungen mit Mussolini, Kesselring und den italienischen Militärs selber in die Hand nehmen, ›um die weitere Verteidigung Afrikas sicherzustellen‹.

Nach fruchtlosen Gesprächen, bei denen wieder einmal viel versprochen aber nichts gehalten wurde, kam Rommel in einer Kuriermaschine schließlich wieder zu seiner Armee, die bei Mersa el Brega stand. Hier, beim Kilometerstein von Agheila, hatte für das deutsche Afrikakorps vor zwanzig Monaten der Krieg angefangen. Hier hatte der erste Siegeslauf bis zum Halfayapaß im Frühjahr 1941 begonnen. Hier hatte man sich dann wieder gefangen, als die ersten großen Rückschläge im November 1941 gekommen waren. Und von hier zogen die altbewährten Divisionen im Januar 1942 wieder los und stürmten bis vor die Tore Kairos. Nun waren sie wieder einmal an ihre Schicksalsecke am Rande der Cyrenaika zurückgeworfen. Würde der berühmte Kilometerstein von El Agheila zum dritten Male Ausgangspunkt einer neuen siegreichen Offensive in Richtung Ägypten sein? Die Landser Rommels hofften es. Aber während die Männer der Kampfgruppe von der Heyde sich noch mit den Panzerspitzen von Montgomerys 8. Armee herumschlugen und die vorderste Linie der Brega-Stellung hielten, tobte in ihrem Rücken im fernen Tunesien bereits der zweite nordafrikanische Krieg.

Wir wollen Rommels Armee für eine kurze Zeit verlassen. Drei Wochen zuvor, in den Morgenstunden des 8. November, war der US-General Dwight D. Eisenhower — dessen Namen damals die meisten Menschen zum ersten Male hörten — mit einer mächtigen Invasionsflotte vor Casablanca, Oran und Algier erschienen und hatte seine Sturmbataillone gelandet. Seine Divisionen kamen zum Teil aus England, zum Teil aber auch direkt aus den USA. Das ›Unternehmen Torch‹ hatten Roosevelt und Churchill diese kühne Aktion getauft. Sagte ich ›kühn‹? Es müßte eigentlich ›abenteuerlich‹ heißen; denn schließlich gehörten Marokko, Algerien und Tunesien zu Frankreich, und dieses Frankreich hatte mit Deutschland einen Waffenstillstandsvertrag geschlossen und betrachtete sich nicht mehr als kriegführende Nation. Marschall Pétain, der französische Staatschef, und sein Premierminister Laval gingen den Weg der deutsch-französischen Kollaboration. Für diese Kollaboration hatten Marschall Pétain und Laval ihre nordafrikanischen Kolonialgebiete als wirtschaftliche Ressourcen und politisches Imperium unangetastet erhalten. Intakte französische Divisionen standen dort in ihren Garnisonen. Natürlich hatten der englische und der amerikanische Geheimdienst die Landung gut vorbereitet. Der französische Befehlshaber in Algier z. B., der General Juin, war für die Sache der Alliierten gewonnen. Der General war bereit, auch gegen den Befehl seines Staatschefs und Oberbefehlshabers zu Eisenhowers Truppen überzugehen. Aber wie raffinierte Pläne oft von kleinen Dingen durchkreuzt werden, so brachte auch hier ein Zufall alles durcheinander. Am Tage der Landung befand sich der pétaintreue Oberbefehlshaber der französischen Vichy-Streitkräfte, Admiral Darlan, zufällig in Algier. Damit hatte nicht Juin, sondern Darlan den Oberbefehl. Die Akteure Londons und Washingtons waren entsetzt. Darlan war aus purem Zufall in Algier. Er besuchte

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Otto

Admiral Darlan. Churchill wollte »auf allen vieren zu ihm kriechen«, wenn er ihn gewinnen könnte. Hitler empfing den Admiral Weihnachten 1940.

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 15



Foto: Bayerlein

Auch das war Tunesien: regenverhangene Bergzüge und verschlammte Marschwege, über die sich deutsche Kampfgruppen vorwärtsquälten.

seinen Sohn, der plötzlich an Kinderlähmung erkrankt war. Dieser tragische persönliche Anlaß wurde Ausgangspunkt eines politischen Dramas voll düsterer Verwicklungen.

Darlan war ein Deutschenfreund. Die Engländer und Amerikaner sahen deshalb in ihm einen ihrer hassenswertesten Gegner. Was sie fürchteten, trat ein: Darlan befahl den militärischen Widerstand. Vergeblich versuchte General Juin das Offizierskorps auf seine Seite zu ziehen. Nur eine Handvoll folgte ihm. Das Gros der französischen Streitkräfte schoß auf Eisenhowers Soldaten. Statt eines begeisterten Empfangs, für den die Regimenter sogar ihre Musikkapellen mitgebracht und unterwegs geübt hatten, wurden in Algier zwei britische Zerstörer versenkt, in Oran das Sturmbataillon der 1. amerikanischen Panzerdivision von französischen Marinetruppen zusammengeschossen und gleichfalls zwei Zerstörer mit Mann und Maus auf den Grund des Meeres geschickt. Erst nach 24stündigem Kampf war der französische Widerstand gebrochen. In Casablanca war es für Eisenhower noch schlimmer. Auch hier hatte sich der englische Geheimdienst des französischen Befehlshabers Bethouart versichert. Aber auch hier klappte die Sache nicht. Resident General Noguès stand treu zu Pétain. Er verhaftete Bethouart und befahl den Widerstand. Die schweren amerikanischen Seestreitkräfte mußten erst sieben französische Schiffe zusammenschießen, ehe die Sturmtruppen an Land gehen konnten. Tausend Franzosen fanden dabei den Tod. Aber General Noguès focht weiter. Pessimisten in London sahen bereits die Katastrophe. Sie fürchteten, daß die Toten von Casablanca, Oran und Algier die Grundlage für ein deutsch-französisches Waffenbündnis würden. Die Geschichte stand auf einem Scheitelpunkt. Da machte ein geheimnisvolles, großartig eingefädeltes diplomatisches Spiel der Krise ein Ende. Der gefährliche Mann Darlan, der den Invasionsfahrplan Roosevelts und Churchills durcheinanderbrachte, wurde mattgesetzt, mehr noch: Er wurde ›umgedreht‹.

Ein Telefongespräch genügte

Churchill hatte immer schon gewußt, wie gefährlich dieser antibritische, deutschfreundliche Admiral war. Kurz vor der Invasion hatte er in vertrautem Kreise zu Eisenhower gesagt: »Könnte ich an Darlan herankommen, ich würde — so sehr ich ihn hasse — eine Meile auf allen vieren kriechen, wenn ich ihn dadurch bestimmen könnte, seine Flotte den alliierten Streitkräften zuzuführen!« Churchill brauchte nicht auf allen vieren zu kriechen. Die Sache wurde anders gelöst.

Den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht des 8. November hatte Admiral Darlan trotz aller aufregen-

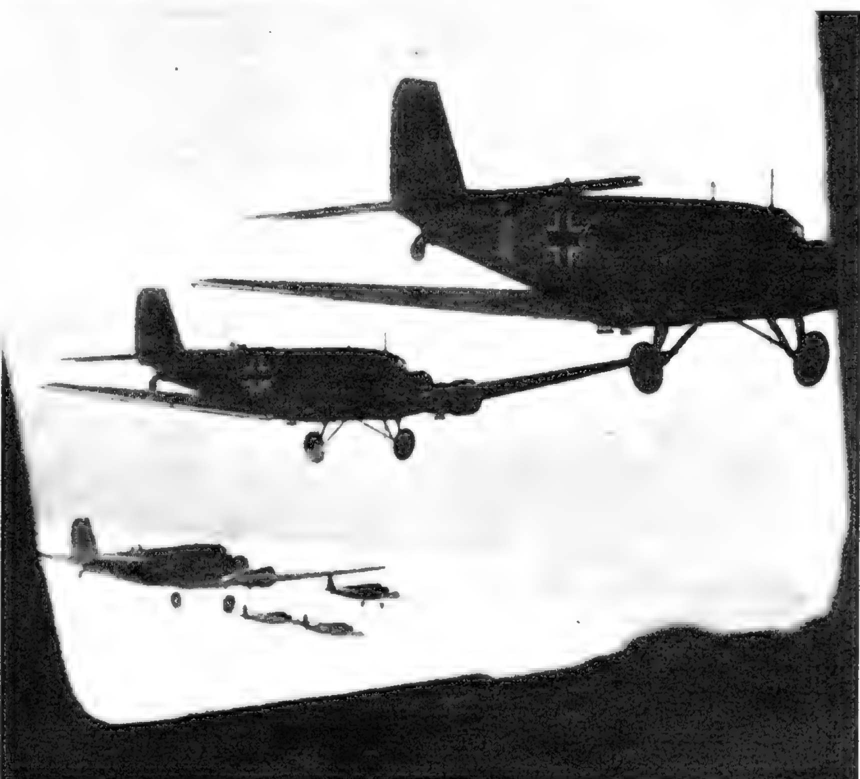


Foto: Franz

Was der Volkswagen auf der Erde, war die Ju 52 in der Luft: unverwüstlich, unentbehrlich. Die ersten Tunesienkämpfer flogen in Ju's übers Mittelmeer.

den Ereignisse am Krankenbett seines Sohnes gesessen. Er hatte sich gerade todmüde auf ein Sofa gelegt, als ihn das Telefon wieder hochschreckte. Er möge doch sofort zu General Juin kommen, bestellte ihm ein Offizier. Es wäre äußerst wichtig, von nationaler Bedeutung. Darlan, übermüdet, nicht mehr kritisch genug, fuhr zu Juin. Er fuhr in seine Falle. Der damalige US-Generalkonsul Murphy — heute ein führender Diplomat Amerikas — hatte die Idee gehabt, den Admiral dem General Juin in die Hände zu spielen und gefangenzusetzen. Was in jener Nacht geschah, ist nie aktenkundig geworden. Bei Winston Churchill kann man allerdings nachlesen, daß Darlan, als er merkte, daß er in eine Falle gegangen war, zu Murphy mit zornrotem Gesicht sagte: »Ich wußte immer schon, daß die Engländer dumm sind; aber ich hatte gedacht, daß die Amerikaner gescheiter wären.«

Kurzschlußhandlung Hitlers

Trotzdem kamen noch in der Nacht von Admiral Darlan unterzeichnete Befehle, die auf den Abbruch des französischen Widerstandes zielten. Diese Befehle drangen auch zu Hitler. Der wiederum schloß daraus einen lange geplanten Verrat des engsten Mitarbeiters von Pétain und befahl wütend, daß das bisher unbesetzte Vichy-Gebiet Frankreichs nunmehr sofort von deutschen Truppen okkupiert würde. Welch törichter Kurzschluß! Denn: Jetzt erschien Marschall Pétain für die Weltöffentlichkeit nicht mehr als unabhängiger Staatschef, der von einem unbesetzten Gebiet Frankreichs aus regierte, sondern der Greis bot das Bild eines Gefangenen, der im Schatten der deutschen Bajonette handelte. Das Verdammungsurteil aber, das Hitler über ›den Verräter Darlan‹ fällte, und dessen Amtsenthebung, die er bei Marschall Pétain durchsetzte, trieben den durch die persönlichen Schicksalsschläge verwirrten Admiral nunmehr zwangsweise an die Seite seiner Feinde von gestern.

Nach entsprechender Beratung bei Murphy eilte Eisenhower persönlich zu dem ›hassenswerten Schurken‹, wie Churchill ihn erst vor ein paar Wochen genannt hatte, und bewirkte durch ehrenwörtliche Zusicherungen die Schwenkung des Admirals auf die Seite der Westmächte. Damit wurde der offizielle Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte der Verbündete Eisenhowers. Ein glänzendes Kabinettstückchen der angelsächsischen Diplomatie. Der Mann, den die englische und amerikanische Presse noch ein paar Tage vorher einen ›Verräter, Faschisten und treulosen Banditen‹ genannt hatte, war für Eisenhower jetzt mehr wert als eine ganze Armee. Der Admiral spielte seine dunkle Rolle fair. Die Gegenseite nicht. Am 24. Dezember, am Heiligabend, wurde er bei einem mysteriösen Attentat ermordet. Sein Mörder wurde 48 Stunden später hastig und ohne ordentliche Gerichtsverhandlung standrechtlich erschossen. Winston Churchill aber schreibt mit souveräner Kühle in seinen Memoiren: »Darlans Ermordung, so verbrecherisch sie war, befreite die Alliierten von dem Dilemma, welches aus der Zusammenarbeit mit diesem Manne erwuchs; andererseits blieben uns alle Gewinne erhalten, die er uns in den entscheidenden Stunden der Landung verschafft hatte.«

Ja, durch das Glück der Stunde war das Unwahrscheinliche Wirklichkeit geworden: Im Rücken Rommels stand eine englisch-amerikanische Armee. Kein Mensch im Führerhauptquartier hatte das erwartet. Noch am Morgen des 8. November war Göring der Meinung gewesen, die gesichtete alliierte Landungsflotte ziele auf Südfrankreich. »Und da sollen sie nur kommen«, hatte er großgetan. Nun, sie kamen, wie gesagt, woanders. Der Telefondraht

Fortsetzung nächste Seite

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 17



Foto: Archiv

Schützengräben — wie im ersten Weltkrieg. Hier eine der vorgeschobenen Stellungen des Fallschirmjägerregiments 5 zwischen Tunis und Tebourba.

von Berlin und Rastenburg nach Rom zu Kesselring wurde nicht mehr kalt.

»Was können Sie an Landetruppen nach Tunis werfen, Kesselring«, fragte Hitler eindringlich seinen OB-Süd am Telefon. »Eine Handvoll Fallschirmjäger und meine Stabskompanie«, war Kesselrings Antwort. »Werfen Sie hinüber, was Sie haben«, antwortete Hitler beschwörend.

Fallschirmjäger an die Front

Am 11. November war auf den Flugplätzen um Neapel und Trapani Hochbetrieb, wie man es lange nicht erlebt hatte. Eine Ju 52 nach der anderen stieg auf. 40 Stück. Sie hatten wertvolle Fracht an Bord: Kesselring ließ das 5. Fallschirmjägerregiment unter Oberstleutnant Koch hinüber nach Tunis fliegen. Er wollte versuchen, einen Brückenkopf zu bilden und diese Stadt mit ihren 220 000 Einwohnern und dem wichtigen Hafen den Alliierten streitig zu machen.

Es waren tapfere Jungens, die da in den alten Ju's nach Afrika hinüberschaukelten. Fast keiner der Jäger war über 20 Jahre. Die drahtigen Unterführer höchstens 21. Die Offiziere kampferprobt. Kochs Regiment war ja aus dem alten ruhmreichen Fallschirm-Sturmregiment Meindl hervorgegangen. Lüttich und Kreta standen in seinen Akten. Nach der Neuaufstellung in Großborn waren sie nach Frankreich verlegt und dort für den Einsatz gegen Malta trainiert. Aber Malta fand ja nicht statt.

Brummend zogen die Ju's übers Mittelmeer. In der Führer-Ju saßen Koch und der Regimentsstab. »Schöner Mist«, brummte der Regimentsarzt Dr. Waitzel. Der Regimentsadjutant Oberleutnant Wolf nickte verständnisvoll. Koch hatte die Bemerkung gehört, obgleich er sich gerade mit Hauptmann Graubartz, dem Nachrichtenoffizier, unterhielt. »Nicht so trübsinnig, Doktor«, rief Koch herüber. »Ist doch mal was anderes, die Amerikaner in die Pfanne zu hauen. Chesterfield und Butterkeks, ist das vielleicht nichts?« In diesem Augenblick rief der Funker der Ju: »Tunis — wir landen.«

»Fertigmachen zur Landung«, wurde auch in den anderen 39 Ju's gerufen. Wie in Tempelhof, setzten die Maschinen eine nach der anderen auf.



Foto: Franz

Hotel Majestic in Tunis, das Quartier der Fallschirmjäger. Selten war eine reizvolle Etappen-Stadt mit 220 000 Einwohnern so nahe der Front wie hier.

Die sprunggewohnten Jäger des 5. Regiments konnten ihren Schirm zulassen; denn Kesselring und zwei geschickte Diplomaten der Wilhelmstraße hatten sich bei ihrem amerikanischen Kollegen Murphy für den Darlan-Streich revanchiert: Sie hatten den französischen Generalresidenten, Admiral Estéva, zur neutralen Haltung bestimmt. Auf diese Weise zogen Kochs Jäger wie im Manöver in die berühmte Marschall-Foch-Kaserne von Tunis ein. Die Deutschen waren da. Ein knappes Regiment zwar nur für den Schutz einer Stadt von 220 000 Menschen. Aber immerhin. Ein Regiment! Man würde sehen.

Vom Westen her rückt indessen die englische Armee unter General Andersson heran. Und auch die Kampfgruppe B der 1. amerikanischen Panzerdivision stößt auf Tunis. General Eisenhower hält die Einnahme der Stadt für eine Sache von Tagen. Zum Pech für die Amerikaner regnet es. Die Straßen weichen auf. Damit hatte man in Afrika nicht gerechnet. Am 15. November steht zwar in Tunis noch immer keine deutsche Armee; aber das OKW schickt wenigstens einen General. Einen erfahrenen, tüchtigen Afrikaner, den wir bereits von Rommels Afrikakorps kennen: Walther Nehring. Er übernimmt als Kommandierender General des XC.



Foto: Nehring

General der Panzertruppe Nehring improvisierte in Tunesien die erfolgreiche Abwehr gegen die amerikanisch - englische Invasionsarmee.

Korps die Befehlsgewalt in Tunesien. XC. Korps! Dabei ist es noch nicht einmal eine Division. Neben Kochs Regiment hat Nehring nur noch das Fallschirmjäger-Pionierbataillon des Major Witzig zur Verfügung, das in aller Eile in Bizerta gelandet wurde, wo die französische Besatzung zum Glück, wie in Tunis, Gewehr bei Fuß blieb. Dann hat Nehring noch eine deutsche Panzerspäh-Kompanie unter Leutnant Hämmerlein. Schließlich steht dem XC. AK als Glanzstück eine Flakbatterie 8,8 von der 20. Flakdivision zur Verfügung. Keine Sanitätstruppe — bis auf einen Oberstarzt. Statt eigener Kraftfahrzeuge — gemietete tunesische Taxen. Der Stab dieses merkwürdigen XC. Korps bestand aus einem General und einem Ordonnanzoffizier. Als Chef des Stabes war der tüchtige Oberst Pomtow vorgesehen. Aber der befand sich noch bei seiner Division im Kaukasus als I a. Schneestürme verhinderten seinen Abflug. Das OKW hatte offenbar in ganz Europa keinen anderen Stabschef für das kuriose XC. Korps finden können. Trotzdem brachte dieses Gespensterkorps erstaunliche militärische Leistungen zuwege. Sie stellen ein Ruhmesblatt der Tapferkeit, der Kühnheit und der Improvisationskunst dar.

Nächstes Heft: Barenthins Jäger fliegen nach Afrika — Feindpanzer vor Tunis — Im Olivenhain vor Tebourba.

Die Gefahren im



Weltraum

Dreizehn Gefahren warten auf den künftigen Raumpiloten, die er meistern muß, um zu überleben. Wird es ihm gelingen?

VON DR. THEO LÖBSACK

Eine lebensfeindliche Welt droht dem Raumpiloten. KRISTALL-Zeichner Günter Scherrer hat dreizehn Gefahren des Alls auf diesem Schaubild vereinigt.

1 Nahezu unerträgliche **Beschleunigungskräfte** bei Start und Landung der Rakete, die der Pilot nur in liegender Stellung ertragen kann.

2 **Hitzemauer:** Beim Start und Wiedereintauchen in die Erdatmosphäre muß das Raketenmetall hohen Hitzegraden standhalten.

3 Im Weltall gibt es keinen **Sauerstoff.** Der Mensch muß seinen Atemvorrat mitnehmen.

4 Der fehlende **Luftdruck** im All muß künstlich geschaffen werden, sonst kocht das Blut des Piloten.

5 Piloten in Raumschiffen befinden sich im Zustand der **Gewichtslosigkeit.** Die gewohnte Kontrolle über die Körperbewegungen geht verloren.

6 **Ultraviolette Sonnenstrahlen** wirken in mehr als fünfzig Kilometer Höhe gefährlich stark.

7 **Kosmische Höhenstrahlen** können Körper- und Erbschäden zur Folge haben.

8 **Korpuskularstrahlen,** elektrisch geladene Teilchen von der Sonne, treffen das Raumschiff.

9 **Meteoritentreffer** können das Raumschiff leckschlagen, so daß die Luft aus ihm entweicht.

10 **Blutkreislauf und Sinnesorgane** unterliegen der Schwerelosigkeit.

11 Das Problem der **Nahrungsaufnahme.** Flüssigkeiten können nicht aus Gläsern getrunken, sondern müssen aufgesaugt werden.

12 Extreme **Temperaturschwankungen:** auf der Sonnenseite der Rakete Hitze, auf der Schattenseite ›Weltraumkälte‹.

13 **›Weltraumkoller‹.** Als Folge langer, eintöniger Reisen im All können sich Nervenkrankheiten einstellen.

Noch zehn Sekunden bis zum Start. Das Treiben auf dem Raketengelände steht im Banne des Lautsprechers. Eine klare, scharfe Stimme zählt die Sekunden bis zum Abschuß des bemannten Raumschiffs. In der hermetisch versiegelten Mannschaftskabine sind die Rückenlehnen der Schaumgummisitze nach hinten geklappt: Um den Startvorgang zu überstehen, liegen die Piloten waagerecht auf dem Rücken.

Noch vier Sekunden. Die letzten Verbindungen der Rakete mit dem Startgerüst sind gefallen. Noch zwei, noch eine — dann geht ein Zittern durch den Rumpf. Der Raketenmotor beginnt zu arbeiten. Langsam hebt sich das Raumschiff vom Erdboden ab.

Im nächsten Augenblick drückt eine furchtbare Kraft die Männer in ihre Schaumgummi-Unterlagen. Die Geschwindigkeit der Rakete nimmt schnell zu. Schon nach wenigen Sekunden haben sie ein Gefühl, als müsse ihnen das Rückgrat brechen. Die Augäpfel pressen sich schmerzhaft in die Augenhöhlen. Die inneren Organe werden schwer wie Blei, die Herzen pochen dumpf und mühsam, als müßten sie die doppelte Leistung vollbringen. Das Atemholen wird zur Qual. Neunzig Sekunden nach dem Start hat die Beschleunigung das Gewicht der Männer verneunfacht und ihren Blutkreislauf in Unordnung gebracht. Die Versorgung der zarten Netzhäute mit Sauerstoff reicht nicht mehr aus: den Piloten wird schwarz vor den Augen ...

Sie wissen nicht, wie lange sie diese Tortur ertragen haben, als der Druck endlich nachläßt. Die Lebensgeister kehren zurück. Aber noch hat die Rakete ihre vorgeschriebene Geschwindigkeit nicht erreicht. Erst die unterste ihrer drei Antriebsstufen hat aufgehört zu arbeiten, ist ausgebrannt, hat sich automatisch vom übrigen Raketenrumpf gelöst und ist ins Meer gefallen. Schon beginnt die zweite Stufe zu brennen, und alles wiederholt sich. Den Männern dröhnen die Schädel. Ihre Brustkörbe drohen zu zerspringen, der Atem wird zu einem tonlosen Röcheln.

Endlich — nach einer Ewigkeit von fünf Minuten — ist auch die zweite und dritte Antriebsphase durchgestanden. Das Schlimmste ist vorüber. Die Rakete fliegt antriebslos auf ihrer vorberechneten Bahn im All.

Die Rückenlehnen der Pilotensitze klappen wieder in ihre alten Lagen zurück. Die Nadel des Fahrtmessers steht auf 30 000 km/st. Die Kraft aber, die die Männer so unwiderstehlich auf ihre Unterlagen preßte, ist restlos verschwunden. Ein anderes Gefühl hat sich dafür eingestellt. Es ist, als hätten die Männer ihr Gewicht verloren. Aus dem mörderischen Druck nach unten ist ein Sturz ins Bodenlose geworden. Ein Gefühl wie ein Fall ins Nichts, dem Absturz eines Bergsteigers vergleichbar, der von einem Felsgipfel in eine grundlose Schlucht fällt: es ist das ›Weltraumgefühl‹, das die Piloten bis zu diesem Tage nur aus Experimenten kannten, jenes Freisein von aller irdischen Schwere, wie man es unter bestimmten Bedingungen im Flugzeug für wenige Sekunden erzeugen kann. Wären die Haltegurte an den Sitzen nicht, so würden die Männer jetzt wie Luftballone in der Kabine schweben. Ihre Bleistifte, die Notizbücher, die Sonnenbrillen können sie, wenn sie wollen, neben sich ›in die Luft hängen‹.

Ein Blick aus dem Kabinenfenster läßt die Raumfahrer den Atem anhalten. Ringsherum weitet sich drohend und endlos das Weltall in tintiger Schwärze. Trotz des hellichten Tages gleißen die Sterne darin wie weißglühende Stahlkugeln. In diesem nie erlebten Himmel aber schwebt zum Greifen nah ein gigantischer, weißblau schimmernder Weltkörper. Verwaschen braune und grüne Farbtupfen bedecken seine Oberfläche. Hier und da sind Wolkenfelder erkennbar, wie Wattefetzen schweben sie über dem Land. Auch Wasserflächen kann man sehen, auf denen die Sonne glitzert. Der Weltkörper ist der Heimatplanet der Raumpiloten, und sie betrachten ihn heute zum ersten Male aus dem All: es ist die Erde.

*

Ein Zukunftsbild, das schon morgen in die Tat umgesetzt werden kann, oder ein Phantasiepro-

Fortsetzung nächste Seite

dukt, dem die Wirklichkeit nie folgen wird? Hören wir, was zwei Männer, die es wissen sollten, dazu sagen.

Brigadegeneral Donald Flickinger, Beauftragter des amerikanischen Forschungsprogramms ›Mensch ins All‹: »Wir besitzen heute die technische Ausrüstung und die medizinischen Kenntnisse, um einen Menschen fünfzehnmal innerhalb von 24 Stunden in 480 Kilometer Höhe um den Erdball fliegen zu lassen, ohne daß ihm ein Leid geschieht.«

Generalstabsarzt der US-Luftwaffe Dan C. Ogle: »Vom medizinischen Standpunkt aus können wir heute einen Menschen unbehelligt in den Weltraum befördern und wieder zurückkehren lassen.«

Wie sieht die Wirklichkeit aus, die hinter diesen Aussagen steht?

Eine bemannte Rakete wird nach Berechnungen Wernher von Brauns mit etwas größerer Beschleunigung in den Raum aufsteigen als ein frei fallender Stein. Das bedeutet eine erhebliche Belastung für den menschlichen Körper, weil er dabei mit unwiderstehlicher Kraft auf seinen Sitz gedrückt wird. Je nach dem Grad der Beschleunigung vervielfacht sich sein Gewicht. Bei der geplanten Raumrakete Wernher von Brauns wächst es zum Beispiel bis zum Neunfachen des Körpergewichts an: Der Pilot steht unter der Wirkung von neun ›G‹ (von Gravitation, Anziehungskraft), wie der Fachmann sagt. In sitzender Haltung fließt ihm dabei das Blut aus den oberen Körperteilen in die Beine und den Unterleib ab. Es kommt zu dem gefürchteten ›Blackout‹, dem Schwarzsehen, unter Umständen auch zur Bewußtlosigkeit. Längere Blutleere im Gehirn bedeutet Todesgefahr.

Aus diesem Grunde müssen die Pilotensitze in der Rakete in Liegesitze verwandelt werden können. Wenn Herz, Kopf und Unterleib sich in einer Ebene befinden, ist die Gefahr des ›Blackout‹ nicht so groß.

Um zu prüfen, welchen Beschleunigungskräften der Mensch maximal zu widerstehen vermag, hat man in amerikanischen Laboratorien gewaltige Schleudern konstruiert. Ihre Form entspricht etwa der Handkurbel einer Kaffeemühle. Am äußersten Ende der Schleuder befindet sich eine Kabine, in der der Testpilot sitzt. Je nach der Geschwindigkeit, mit der sich die Schleuder dreht, entstehen in der Kabine mehr oder weniger große Fliehkräfte, die den Mann gegen die Außenwand drücken, solange er es erträgt.

Colonel John Stapp, ein amerikanischer Raumfahrt-Sachverständiger, setzte sich haarsträubenden Experimenten am eigenen Leibe aus, um die Reaktion des Menschen gegenüber der Kraft ›G‹ zu erforschen. Er führte dazu Fahrten auf einem Raketenschlitten auf Schienen mit nahezu Schallgeschwindigkeit durch. Am Ende seiner kilometerlangen Rennstrecke brachte er den Schlitten mit einem Bremssporn ruckartig zum



Er blickte in den Weltraum. Dieser Affe aus dem Washingtoner Zoo hat eine einzigartige Reise gut überstanden. In einer Rakete flog er rund 50 Kilometer hoch an die Grenze des Weltraums. Schäden erlitt er nicht.

Stehen. Dabei riß ihn die Kraft G mit unwiderstehlicher Gewalt nach vorn, blähte seine Wangenhaut, ließ die Augäpfel nach vorn quellen und führte zu minutenlangen Sehstörungen. Stapp, der sich für seine mörderischen Fahrten anschnallen ließ und einen Knebel gegen das Ausbrechen der Kiefer im Munde trug, bekam heraus, daß der Mensch bis zu 40 G ertragen kann, wenn diese Kraft nicht länger als einen Sekundenbruchteil auf ihn einwirkt. Länger dauernder Beschleunigung (oder Verzögerung) ist er bis äußerstenfalls 9 G gewachsen, aber auch dies nur, wenn die Kraft senkrecht zur Körperlängsachse wirkt. Im Falle der Raumpiloten hieße das: wenn ihre Körper waagerecht liegen. Erreicht die Beschleunigung höhere Werte, so macht sich in der Brustgegend ein scharfer Schmerz bemerkbar, der nach Aussagen anderer Versuchspersonen »absolut unerträglich« wird.

Die Beschleunigung der Rakete darf also ein bestimmtes Maß nicht übersteigen.

Eine zweite Gefahr bildet die Reibungshitze, die als Folge der schnellen Bewegung der Rakete durch die Luft beim Aufstieg und — während des Rückfluges — beim Wiedereintauchen in die Erdatmosphäre entsteht. Das Raketenmetall muß diesen Hitzegraden gewachsen sein, sonst schmilzt es oder erzeugt im Innern der Rakete eine Bruthitze, die den Antriebsmechanismus beschädigt und die Besatzung gefährdet. Ähnlich ist es im freien Welt-

Fortsetzung Seite 24



Fotos: A

Das Menschenantlitz wird zur Fratze unter dem Einfluß der Beschleunigung einer startenden Raumrakete. Um zu prüfen, welchen Kräften ein Pilot widerstehen kann, ließ sich der amerikanische Raumfahrt-Experte John Stapp auf einem Raketenschlitten festschnallen (links), fuhr nahezu schallschnell über eine Schienenstrecke und brachte den Schlitten dann ruckartig zum Stehen (Mitte und rechts). Die Wirkung zeigen die Fotos deutlicher als Worte

Foto: dpa

Der erste amerikanische Erdsatellit ›Explorer‹ startet ins All. Unser Foto zeigt den Abschuß der Trägerrakete mit dem Satelliten an der Spitze. Ohne die künstlichen Monde wäre an einen Raumflug des Menschen nicht zu denken. Sie leisten heute die Vorarbeit, indem sie uns automatisch Meßergebnisse über Luftdruck, Strahlung und Meteoritendichte im All vermitteln.





Fotos: AP

Donald G. Farrell ›fuhr zum Mond‹. 8 Tage saß der amerikanische Testpilot in einer verschlossenen Kabine unter künstlichen Weltraumbedingungen.



Am Schluß des Versuchs wurde Farrell untersucht. Die durch ihn gewonnenen Erkenntnisse lassen den Raumflug des Menschen möglich erscheinen.

raum, wo auf der Schattenseite der Rakete eisige Kälte herrscht, auf der Sonnenseite jedoch von der Strahlung brütende Hitze erzeugt wird.

Um was es bei der Kabine geht, ist doch dies: Wir wollen in den Weltraum vorstoßen und damit unseren gewohnten Lebensraum verlassen. Wir wollen als Menschen, die in jahrmillionenlanger Entwicklung an das Leben auf der Erde angepaßt sind, in ein Gebiet eindringen, das uns von Natur aus in jeder Beziehung fremd und damit lebensfeindlich ist. Unsere Körperbeschaffenheit, unsere Sinnesorgane, unsere Muskeln und Körperfunktionen sind aber für die Gegebenheiten auf der Erde ›berechnet‹, für den dort herrschenden Luftdruck, die Schwerkraft, die Zusammensetzung der Atemluft usw. Wenn dieses Wesen Mensch in eine ganz und gar fremde Umgebung verpflanzt werden soll, so kann das nur gutgehen, wenn man ihm eine ›Erde im kleinen‹ mit auf die Reise gibt: die Kabine der Raumpiloten muß also die Umweltbedingungen der Erdoberfläche soweit wie möglich nachahmen.

Dazu gehört zum Beispiel, daß die Kabine einen ausreichenden Vorrat an Atemluft für die Piloten enthält. Im Weltraum gibt es keinen Sauerstoff. Das lebenswichtige Gas muß in Flaschen mitgeführt und die verbrauchte Luft muß entgiftet werden. Ebenso wichtig ist es, daß in der Kabine ein bestimmter Luftdruck herrscht. Wir wissen alle, daß Flüssigkeiten um so eher kochen, je geringer der sie umgebende Luftdruck ist. In rund 22 Kilometer Höhe über der Erde ist der Luftdruck schon so gering, daß Wasser bereits bei Körpertemperatur siedet. Das bedeutet für die Piloten: ihr Blut, ihr Speichel würden in dieser Höhe zu kochen beginnen, wenn die Kabine nicht hermetisch gegen den Raum abgeschlossen ist und die Luft in ihr nicht unter einem Druck steht, wie er auf der Erde herrscht (aus praktischen Gründen wird der Druck etwa dem auf einem 2000 Meter hohen Berge entsprechen, und die Piloten werden wegen dieser dünneren ›Höhenluft‹ in der Kabine ein Sauerstoff-Helium-Gemisch einatmen, dessen Sauerstoff-Anteil reichlich bemessen ist).

Eine zum Glück anscheinend geringe Gefahr für die Raumfahrer besteht darin, daß ihr Schiff von einem Meteoriten leckgeschlagen wird und die Luft aus der Mannschaftskabine entweicht wie aus einem platzenden Fußball. In diesem Fall würde die Besatzung einen ›explosiven Drucksturz‹ erleben. Innerhalb weniger Sekunden würde der Luftdruckmesser — je nach der Größe des Lecks — auf Null gehen. Den Männern erginge es wie Tiefseefischen, die man aus großer Meerestiefe schnell an die Wasseroberfläche zieht. Beim Menschen wäre der Tod die unerbittliche Folge, wenn das Leck nicht augenblicklich geschlossen werden kann.

Um sich vor den Folgen des explosiven Drucksturzes zu schützen, hat man Spezialanzüge entworfen, die sich im Notfall automatisch aufblasen und die Piloten mit dem normalen Luftdruck umgeben.

Trommelfeuer von der Sonne

Noch wenig erforscht ist die Gefahr der Weltraumstrahlung für den Menschen. Wir auf der Erde leben unter dem sicheren Schutz der Lufthülle, die wie ein Regenschirm das Trommelfeuer der gefährlichen kurzwelligen Strahlen aus dem All abfängt. Schon oberhalb von 60 Kilometer Höhe ist dieser Schutz so gut wie völlig unwirksam geworden.

Über dieser Höhe ist der Pilot vor allem drei Strahlenarten ausgesetzt, gegen die er sich, da sie seinem Körper Schaden zufügen können, schützen muß. Da ist das UV, das ultraviolette Licht, jener kurzwellige Anteil des Sonnenlichts, das wir in abgeschwächter Form auf der Erde so schätzen, weil es unsere Haut bräunt, das aber in größeren Höhen zu schweren Hautverbrennungen führen kann. Da sind die Korpuskularstrahlen von der Sonne, elektrisch geladene Atomteilchen, die in den obersten Schichten der Atmosphäre die Luftmoleküle treffen, sie zerschlagen und auf diese Weise für die Entstehung der Polarlichter verantwortlich sind. Ihre Wirkung auf den menschlichen Körper ist noch wenig bekannt, doch werden wir damit rechnen müssen, daß uns diese Strahlen zu schaffen machen. Schließlich die kosmischen Höhenstrahlen. Zu uns Menschen auf der Erde kommen sie dank der schützenden Hülle der Atmosphäre nur in einer Art ›drittem Aufguß‹, nämlich in sehr geschwächter Form als sekundäre und tertiäre Höhenstrahlen. Selbst diese bis zur Erde durchdringenden Höhenstrahlen sind jedoch noch so stark, daß sie ohne weiteres meterdicke Bleiklötze durchschlagen und noch 3000 Meter unter dem Meeresspiegel nachgewiesen werden können. Die Höhenstrahlen vermögen unter anderem in den Keimzellen der Lebewesen Erbänderungen hervorzurufen. Soweit diese Wirkung das irdische Maß nicht überschreitet, tragen sie damit zur Entwicklung des Lebens auf der Erde bei. Wird ein Mensch beim Raumflug jedoch von mehr und stärkeren Strahlen getroffen, so kann das zu unreparierbaren Erb- und Körperschäden führen (ein Stück lebender Haut von einer Maus, das man an einem Ballon in große Höhe geschickt und der Maus wieder eingepflanzt hatte, erzeugte Krebs).

Punkt fünf unseres Schaubildes bezieht sich auf die Schwerelosigkeit im Raum. Alle Besatzungsmitglieder und alle Gegenstände in einer Rakete, die antriebslos im Raum fliegt, sind ihr ausgesetzt: sie haben ihr natürliches Gewicht verloren.

Unter Gewicht verstehen wir ja die Kraft, mit der ein Körper als Folge der Erdanziehung (Schwerkraft) auf seine Unterlage drückt. Eine antriebslos fliegende Raumstation beispielsweise, die um die Erde kreist, würde von der Schwerkraft der Erde herabgezogen, wenn nicht eine zweite, nach außen wirkende Kraft dies verhindert. Die Fliehkraft empfinden wir zum Beispiel deutlich an dem Zug, den ein Stein auf unsere Hand ausübt, wenn wir ihn am Ende einer Schnur im Kreise um uns herumwirbeln. Auch die Raumstation führt solche Kreisbewegung (um die Erde) aus, und ihre Geschwindigkeit ist so bemessen, daß die nach außen wirkende Fliehkraft der Anziehungskraft der Erde gerade die Waage hält. Wenn aber die Anziehungskraft Null ist, haben alle Gegenstände in der Raumstation ihr Gewicht verloren, ob es sich um eine Vogelfeder oder einen Menschen handelt.

Wir wissen noch nicht, wie sich der Mensch in einem längere Zeit währenden Zustand der Schwerelosigkeit verhalten wird. Ob sein Blutkreislauf, seine Sinnesorgane unter diesem merkwürdigen Gefühl längere Zeit hindurch reibungslos funktionieren und ob er sich überhaupt dabei wohlfühlt. Auch der amerikanische Testpilot Donald G. Farrell, der in den USA kürzlich 8 Tage in einer hermetisch verschlossenen Kabine unter ›Weltraumbedingungen‹ zubrachte, befand sich nicht im schwerelosen Zustand. Versuchspersonen in Flugzeugen, in denen man die Schwerelosigkeit bei bestimmten Flugmanövern (parabelförmige Flugbahn) für wenige Sekunden erzeugen kann, äußerten sich unterschiedlich. Ein Teil fühlte sich ausgesprochen wohl, andere erlitten Schwindelanfälle und erklärten, sie hätten sich wie seekrank gefühlt.

Piloten schwimmen in der Luft

Praktisch wirkt sich die Gewichtslosigkeit so aus, daß die Piloten und alle nicht befestigten Gegenstände in der Kabine in der Luft umherschwimmen können. Werden die Männer unter diesen Umständen noch in der Lage sein, vernünftige Arbeiten zu verrichten? Natürlich können sie sich anschnallen, doch wird es auch dann Übung erfordern, im Zustand der Schwerelosigkeit zweckmäßig zu reagieren, zum Beispiel zu essen und zu trinken.

Ein heikles Problem für die Raumfahrer sind ihre Körperausscheidungen. Die Atemluft kann zwar hinreichend chemisch gereinigt werden, aber was wird mit der Körperfeuchtigkeit? Noch ist kein Raumanzug bekannt, der es zum Beispiel erlaubt, die Hautausdünstungen aufzusaugen oder abzuleiten. Einerseits muß die Körperfeuchtigkeit auf längeren Fahrten beseitigt werden, andererseits aber soll der Pilot aus Sicherheitsgründen (Drucksturz!) dauernd in seinem dicht schließenden Raumanzug verbleiben.

Eine letzte, vielleicht die unheimlichste der Gefahren des Alls liegt im Menschen selbst: Wie wird er bei den langen interplanetarischen Reisezeiten auf die ewig gleiche Umwelt im Raumschiff reagieren? Wird man ihm so viel Komfort und Abwechslungsmöglichkeit mitgeben können, daß ihm die Zeit nicht lang wird? Oder werden seine Nerven versagen; wird er, vom ›Weltraumkoller‹ übermannt, seinen Kameraden im Raumschiff das Leben zur Hölle machen? Einem russischen Vorschlag zufolge sollte man die Piloten bei längeren Reisezeiten mit Hilfe von Drogen in künstlichen Winterschlaf versetzen und die Raumschiffe inzwischen der Aufsicht von Roboter-Piloten überlassen. Dem Menschen bliebe dann nur die Kontrolle über das komplizierte Landemanöver, zu dem sie automatisch wieder ›geweckt‹ würden.

Phantastische Pläne! Pläne, hinter denen aber der Vorsatz steht, mit der Raumfahrt des Menschen noch vor dem Ende unseres Jahrtausends Ernst zu machen.

MIT FILTER OHNE FILTER



Nº 16

leicht

. . zum Fest in der Kassetten-Geschenkpackung

Junge Leute in Amerika können ein Stipendium für ihr Studium gewinnen, wenn sie sich am ›Nationalen Fahrtest‹ in New York beteiligen.

Wenn junge Amerikaner kein Geld zum Studium haben, brauchen sie deswegen keine Bittgänge zu Behörden zu machen. Man gibt ihnen einfach die Chance, selbst zu den notwendigen Geldmitteln zu kommen.

Sie können beispielsweise ihr Stipendium für eine Hochschule gewinnen. Bedingung: geschicktes und rücksichtsvolles Autofahren. Das ist die einzige Voraussetzung, die man mitbringen muß, will man zum ›Nationalen Fahr-Test für junge Leute‹ zugelassen werden. Selbstverständlich ist natürlich, daß jeder Teilnehmer an dieser Geschicklichkeitsprüfung gute Schulzeugnisse in der Tasche haben muß.

Auf der Beteiligungsliste des New Yorker Universitätszentrums für Sicherheitserziehung (das die Prüfung veranstaltet) findet man Namen aus Texas und Kalifornien, aus Ohio und von Hawaii, aus allen Staaten der USA. Schon am ersten Prüfungstag geht es heiß her, obwohl erst der theoretische Teil beginnt. Sechzig Fragen sind schriftlich zu beantworten. Fragen von ›Was machen Sie, wenn Sie Zeuge eines Unfalls sind?‹ bis ›Wo finden Sie die Einspritzdüse?‹ müssen acht Stunden lang von den Teilnehmern beantwortet werden.

Noch aufregender wird es bei der praktischen Prüfung. Mit der Prüfungskommission versammeln sich alle Beteiligten am frühen Morgen in einer riesigen Halle. Im Hintergrund warten die Personenwagen. ›Fahren Sie in diese enge Straße und halten Sie mindestens fünf Zentimeter vor dieser Schranke dort. Anfangsgeschwindigkeit ist achtzig Kilometer.‹ Der erste Prüfling, ein junges Mädchen, lenkt seinen Wagen zwischen kleinen Fahnenstangen hindurch, die die Straße markieren. Reifen quietschen. Ein Prüfer und sein Assistent messen den Abstand zwischen Kühlernase und der Barriere. Dann folgt Aufgabe an Aufgabe: Durchmanövrieren zwischen Gummibällen, Kurvenfahren um Pfähle, Zurücksetzen in einem Engpaß, Stoppen vor einer Papierwand, Parallelparken zu einer weißen Linie.

Obwohl die jungen Leute keine Nervosität zeigen, treten manchem die Schweißperlen aufs Gesicht. Nicht umsonst geht von diesem Test die Fama, daß er besonders schwierig und die Prüfungskommission unbestechlich ist.

Gefördert wird dieser Fahr-Test von der amerikanischen Wirtschaft. Das sympathische an dieser Aktion ist: das gewonnene Studium reicht nicht nur zum Bezahlen der Kolleggelder, sondern der Student kann ohne hungrigen Magen sorglos seine Vorlesungen besuchen. Dazu kann er ohne Schwierigkeiten Kleidung und Miete bezahlen. Der Gewinn erlaubt ihm, sich ganz dem Studium zu widmen. Er braucht also nebenbei kein Geld hinzu zu verdienen. Der Gewinner kann sich die Hochschule aussuchen, an der er gern studieren möchte. Und außerdem: Der Öffentlichkeit wird auch gedient. Denn durch den Fahr-Test kommen wirklich nur rücksichtsvolle Verkehrsteilnehmer auf die Straße. *Freisel*

Wer gut fährt, darf studieren



Dieser psychologische Testapparat registriert die Reaktionen des Fahrers.



Richtiges Parken an der Bordschwelle gehört zum Test in New York.



Fotos: Luretia

Um Zentimeter geht es bei der Prüfung: Kann jemand fahren oder nicht?

Ein Besuch der

Elizabeth II. und der Herzog von Edinburgh besichtigten das Haus der Britischen Bibelgesellschaft in London



Fotos: dpa

Aufmerksam betrachtet Elizabeth mit einem Experten ein wertvolles Manuskript des Lukas-Evangeliums, den Codex Zacynthius aus dem 6. Jahrhundert. Er ist wie alle Handschriften des Neuen Testaments in Griechisch verfaßt.

Königin



Auch in Blindenschrift wird die Bibel gedruckt. Der Setzer (links) erklärt der Königin und Prinz Philip (Mitte) die internationale Blindenschrift. Sie besteht aus sechs Punkten und wurde von dem Franzosen Braille erfunden.

Nur selten sieht man Königin Elizabeth so ernst wie auf diesen beiden Fotos, die von einem ihrer offiziellen Besuche berichten. Solche Besuche gehören zu den wichtigsten Repräsentationspflichten der britischen Krone. Und von Zeit zu Zeit erhebt sich in der englischen Presse die Mahnung, die Königin mute sich zuviel zu. Es gehe nicht an, daß sie an einem Tage an drei bis vier Veranstaltungen teilnehme. Doch auf der anderen Seite freuen sich alle Institutionen, wenn die Königin sie durch ihre Anwesenheit ehrt.

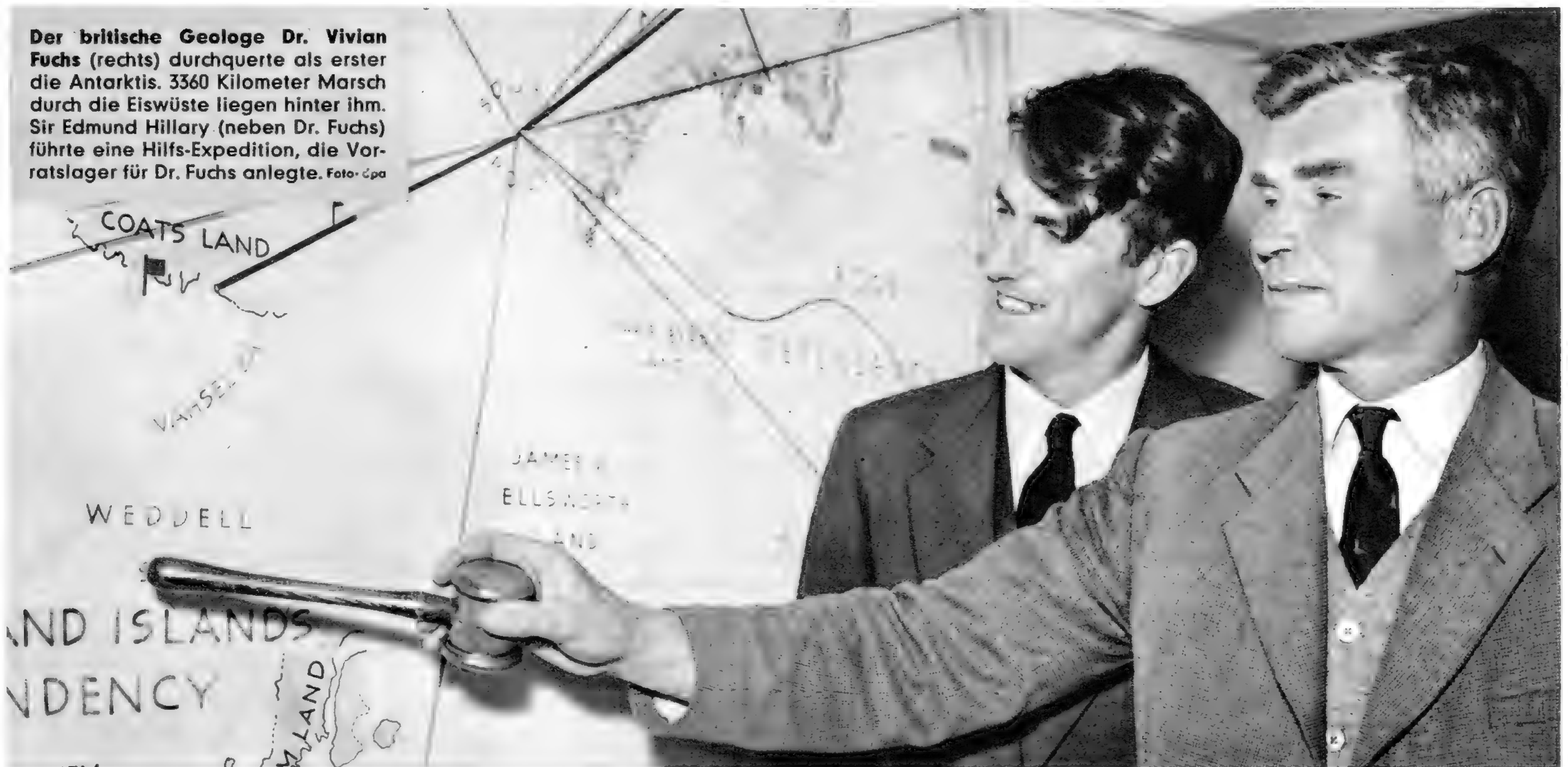
Diesmal nun ist es keine akademische Feier, auch kein Pferderennen oder ein Stapellauf, denen der Besuch Elizabeths gilt. Es ist ein wichtigerer Besuch, und die Königin sieht ernst aus. In Begleitung ihres Gemahls, des Herzogs von Edinburg, besichtigt sie die Gebäude der englischen Bibelgesellschaft in der Londoner Queen-Victoria-Street, die übrigens gar nicht weit von der ›Bank of England‹ entfernt liegen. Ihr genauer Name lautet: ›Britische und ausländische Bibelgesellschaft‹, und der Zweck, mit dem sie vor 155 Jahren in London gegründet wurde, war, die Bibel an alle zu verbreiten, die sie lesen wollten. Sie druckte sie billig oder verschenkte sie sogar an die Armen.

Zu den besonderen Schätzen der Bibelgesellschaft gehören die alten Handschriften, die Elizabeth auch auf einem unserer Fotos betrachtet. Die Gesellschaft kann sich zwar nicht rühmen, eine der ältesten Handschriften zu besitzen wie den Codex Vaticanus, den Codex Alexandrinus, den Codex Rescriptus oder den Codex Sinaiticus, die alle aus dem 4. und 5. Jahrhundert stammen. Das griechische Manuskript, das die Königin studiert, ist der Codex Zacynthius aus dem 6. Jahrhundert. Zacynthos ist eine der ionischen Inseln Griechenlands.

Besonders stolz ist die Bibelgesellschaft, die heute in vielen Ländern vertreten ist, auf ihre Übersetzungsarbeit. Die Bibel wurde in 1109 Sprachen übertragen. In Stuttgart brachte man sie in Suaheli heraus, in London in der Blindenschrift. *I. G.*

Inselkette am Südpol?

Die letzten großen Entdeckungen im Aufbau der Erde werden jetzt in der Antarktis gemacht. / VON GUSTAV ADOLF HENNING



Der britische Geologe Dr. Vivian Fuchs (rechts) durchquerte als erster die Antarktis. 3360 Kilometer Marsch durch die Eiswüste liegen hinter ihm. Sir Edmund Hillary (neben Dr. Fuchs) führte eine Hilfs-Expedition, die Vorratslager für Dr. Fuchs anlegte. Foto: dpa

Unter dem Eis des ›sechsten Kontinents‹ wurden Inseln entdeckt. Ist die Antarktis gar kein Festland? Das ist eine der Fragen, um deren Lösung in der Antarktis gerungen wird.

In Verlegenheit sind die Wissenschaftler und Piloten, die im Washingtoner Hauptquartier des ›Internationalen Geophysikalischen Jahres‹ über einer Karte der Antarktis brüten. Denn schon sind mehr geographische Details gefunden, als man Namen für sie zur Hand hat. Und das Kartenwerk des Südpolarlandes — eines Kontinents von der Größe Europas und Australiens zusammen — veraltet rascher, als es veröffentlicht werden kann.

Die Entdeckungen bisher unbekannter Gebirge, neuer Inseln, Buchten und vulkanischer Landstriche durch Expeditionsberichte und Luftaufnahmen überstürzen sich jetzt im sechsten Erdteil. Im Zuge dieses letzten großen Entdecker-Ansturms auf unserer Erde gewinnt die Antarktis von Monat zu Monat ein neues Gesicht.

Gekrönt wurde die Reihe der Entdeckungen, als vor wenigen Wochen amerikanische Marineflieger in der Westantarktis eine Bergkette ausfindig machten, die in ihrer Ausdehnung den amerikanischen ›Rocky Mountains‹ verglichen werden kann. Der Expeditionstrupp von der amerikanischen ›Byrd-Station‹, der im Marie-Byrd-Land eine Erkundungsreise unternimmt, sah den neuen Gebirgszug später aus der Ferne und berichtete über Funk, daß Teile des Bergmassivs über 5000 Meter hoch aufragen, also höher sind als Europas höchster Berg, der Montblanc

Fortsetzung nächste Seite



Zeichnung: Gerd Kl

Sieht es so unter dem Eis der Antarktis aus? Unser Zeichner Gerd Klentze hat in einer kühnen Vision den dicken Eispanzer im Vordergrund durchsichtig werden lassen. Wir sehen zerklüftete Inseln, die zum Teil einst Vulkane waren.

Inselkette am Südpol?

Fortsetzung von Seite 31

mit 4807 Metern. In natura jedoch macht das Gebirge keinen so großartigen Eindruck, denn es steckt zu einem Drittel in Schnee und Eis.

Ein ganzes gefrorenes Meer lastet auf der Antarktis. In weiten Gebieten ist diese Eisdecke so mächtig, daß ein Berg wie die Zugspitze vollkommen darin verschwinden würde. Die größte bisher gemessene Eisdicke beträgt 3250 Meter.

Wegen der starken Eisdecke wird man nur mit dem Echolot das alte geographische Problem lösen können: Ist die Antarktis eine zusammenhängende Landmasse oder ist sie eine Inselwelt, die durch Eislagen und Gletscher zusammengekittet ist? Diese Frage konnte bisher nur teilweise gelöst werden. Auf der Trans-Antarktis-Route des englischen Geologen Dr. Vivian Fuchs lag überall festes Land unter dem Eis. Dagegen kam die amerikanische Gruppe, die im Marie-Byrd-Land mit der Echolot-Methode ein 300 Kilometer langes Profil ausarbeitete, zu dem Schluß, daß die Westantarktis in ungezählte Felsen und Inseln zerfallen würde — wenn das Eis nicht wäre. Das Marie-Byrd-Land und das anschließende Ellworth-Land der Westantarktis (südlich Südamerikas) sind also vermutlich ein in Eismassen erstickter Archipel.

Ob der mittlere und der östliche Teil der Antarktis eine zusammenhängende Landmasse ist, weiß man noch nicht. Der geographische Südpol jedenfalls liegt, wie der Jesuiten-Pater und Seismologe Prof. Daniel Linehan feststellte, unter einer Eisdecke von 2500 Metern auf Felsen, der noch 300 Meter über den Meeresspiegel ragen würde.

Die Antarktis muß in den vergangenen Jahrtausenden eine wechselnde Last an Eis getragen haben und hat dadurch vermutlich mehrmalige Hebungen und Senkungen durchgemacht. Russische Ozeanographen entdeckten vor der Adelie-Küste eine 2000 Kilometer lange Tiefseerinne. Sie ist vermutlich ein Bruch in der Erdkruste, der durch diese Hebungen und Senkungen entstand.

Über eine weitere Überraschung berichteten die Sowjet-Ozeanographen des Forschungsschiffes ›Ob‹: Viele Messungen und Lotungen früherer Südpolfahrer mußten korrigiert werden. Es stellte sich heraus, daß die Meere vor der ostantarktischen Küste dreimal tiefer sind als die Küstengewässer aller anderen Kontinente. 1600 Meter tief stürzt das Land steil ins Meer ab.

Auch dem Geheimnis der Blizzards, der einzigartigen Schneeorkane in der Antarktis, kam man jetzt durch Entdeckung des ›Blasrohres‹ auf die Spur, eines gewaltigen Tales zwischen 5000 Meter hohen Bergketten.

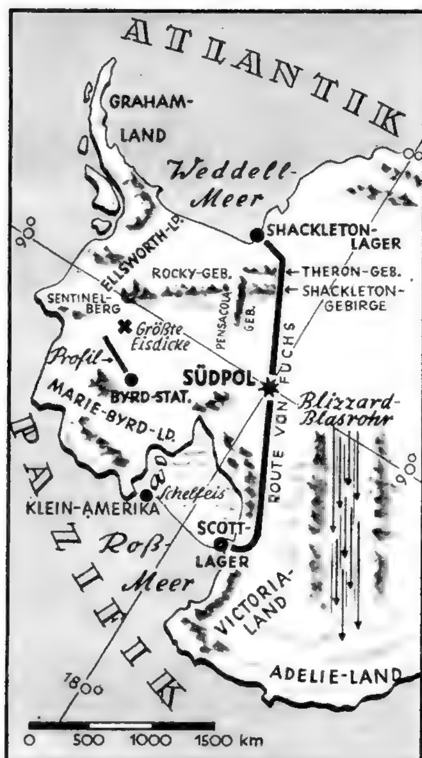
›Heimat des Blizzards‹ betitelte einst der Australier Douglas Mawson seinen Bericht, nachdem er zweimal im Adelie-Land überwintert hatte. Mawson war der erste Südpolforscher, der die mysteriösen meteorologischen Erscheinungen der antarktischen Schneestürme beschrieb. Besonders in den Wintermonaten steigern sich die Schneestürme zu heftigen Orkanen mit Windgeschwindigkeiten bis zu 200 Kilometern je Stunde, die nirgendwo sonst auf der Erde beobachtet werden. Diese Stürme haben einen eigenartigen, unheimlichen Charakter. Vor ihrem Eintritt steigt das Thermometer schnell in die Höhe. Dann bricht der Blizzard los. Plötzlich jedoch wird es vollkommen windstill; aber schon nach wenigen Sekunden setzt der Sturm wieder mit ganzer Kraft ein. An einem Orkantag verfrachtet der Blizzard eine Viertelmillion Tonnen Schnee auf einer Breite von einem Kilometer.

Diese Umstände, die man durch Mawsons Expedition 1911 — 1914



Foto: AP

Kaiserpinguine sind das Wahrzeichen der Antarktis. Ihnen scheinen klirrender Frost, mörderische Orkane und die Polarnacht nichts auszumachen. Am Südpol hat jetzt der Winter begonnen. Die Pinguine aber brüten ihr Ei aus, über zwei Monate lang und ohne in dieser Zeit Nahrung zu sich zu nehmen.



Zeichnung: Alfred Knief

Diese Teilkarte der Antarktis zeigt die wichtigsten neuen Entdeckungen: den Ort der größten gemessenen Eisdicke; das 300 Kilometer lange Echolot-Profil, bei dem man Inseln unter dem Eis fand; eine gewaltige Bergkette (›Rocky-Gebirge‹); das ›Blizzard-Blasrohr‹; und zwei weitere von Dr. Fuchs entdeckte Gebirgszüge (Theron- und Shackleton-Gebirge).

kennenlernte, sprachen dafür, daß die stärksten Winde der Erde in die Gruppe der Föhne einzuordnen seien. Im Jahre 1948 versuchte der englische Meteorologe H. H. Lamb theoretisch zu ergründen, wie die Oberfläche des antarktischen Hinterlandes beschaffen sein müßte, um solche Gebirgsfallwinde zu verursachen. Lamb vermutete, daß im Viktoria-Land ein riesiges, von zwei Bergketten eingefaßtes Tal vorhanden sein müsse. Dieses natürliche ›Blasrohr‹ der Antarktis — meinte Lamb — dürfte sich in einer Länge von 1500 Kilometern bis zum Südpol hinauf erstrecken.

Tatsächlich wurde der von Lamb angenommene Windkanal jetzt entdeckt. Dr. Paul Siple, der ein Jahr lang die amerikanische Südpolstation leitete, sah auf einem Erkundungsflug das von zwei 5000 Meter hohen Gebirgszügen eingefaßte Tal, Hunderte von Kilometern lang.

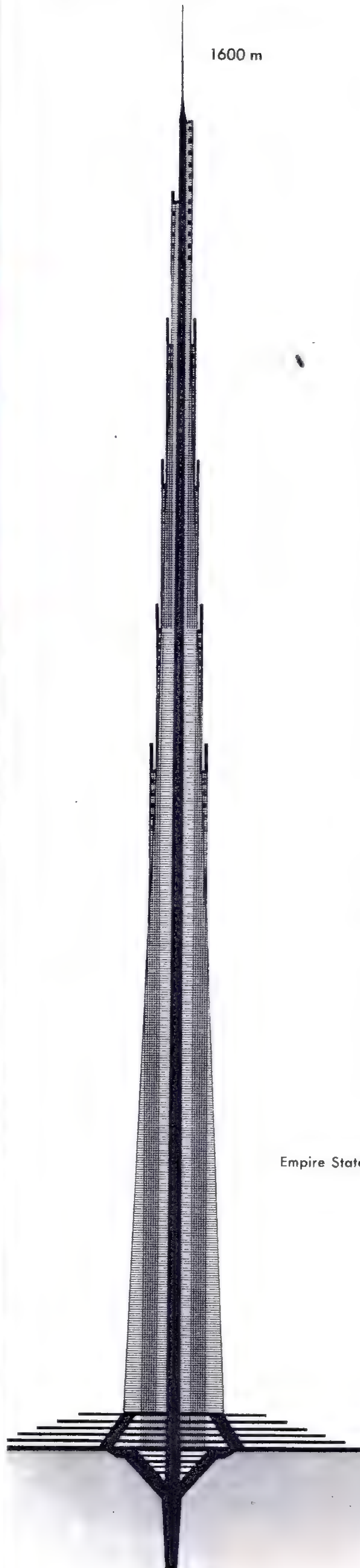
Vor knapp 120 Jahren wußte man noch nichts von der Existenz eines Landes am Südpol. Zwar hatte der berühmte Entdeckungsfahrer James Cook auf seiner zweiten Reise 1773 dreimal versucht, über den südlichen Polarkreis vorzustoßen, doch hatte er nichts als Meer gefunden. Nach seiner Rückkehr faßte er seine Enttäuschung in den mehr eigensinnigen als wissenschaftlich-objektiven Bannspruch zusammen: »Ich behaupte dreist, daß kein Mensch es wagen wird, jemals weiter vorzudringen, als ich es getan, und daß deshalb auch das Land, das weiter südlich liegen kann, niemals entdeckt und erforscht werden wird. Das Suchen nach einem südlichen Kontinent ist nun ein für allemal zu Ende gebracht. Nie wird aus jenen Räumen unserem Geschlecht ein Gewinn erwachsen. Sollte ein Seefahrer weiter vordringen, werde ich ihn nicht beneiden.«

Die jüngsten Entdeckungen am Südpol, um die Cook die Forscher sicher beneiden würde, haben die Wissenschaftler zu erhöhter Aktivität angespornt. Auch in dem jetzt anbrechenden antarktischen Winter wird — zum erstenmal in der Geschichte der Polarforschung — die Erkundung des Landes vom Flugzeug aus fortgesetzt.



Möchten Sie in einem Mondkratzer arbeiten?

›Kühnstes Projekt seit dem Turmbau zu Babel‹



Zeichnungen: Skaruppe/USAD

Links der Schnitt des ›Mondkratzers‹ (so nennt man den Bau schon heute) mit dem stativförmigen Betonmast als Kern, der über 100 Meter in den Erdboden eindringt. Daneben (von links): New-Yorker Empire State Building, Eiffelturm in Paris, Kölner Dom.

In Chikago soll eine Sensation Wirklichkeit werden: Im Atelier des bekanntesten, aber auch umstrittensten amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright liegen die baureifen Pläne für das höchste Bürohaus der Welt. 1600 Meter hoch soll es mit 528 Stockwerken in die Wolken stoßen. Auf der Spitze soll noch ein hundert Meter hoher Fernsehmast errichtet werden. Das Empire State Building in New York, bisher das höchste Bauwerk der Erde, müßte viermal übereinandergestellt werden, um die Höhe von Wrights Super-Turmhaus zu erreichen. Die Wolkenkratzer von Manhattan würden gegen diesen Riesen wie Streichholzschachteln aussehen. Und der alte Turm zu Babel wäre mit seinen noch nicht einmal hundert Metern ein Kinderspielzeug.

130 000 Menschen kann das Riesenhaus aufnehmen — also die gesamte Bevölkerung einer Großstadt wie beispielsweise Bremerhaven.

Vier große Portale am Fuß des ›Mondkratzers‹, wie Wright einmal sein Gebäude nannte, nehmen morgens die vielen Leute auf, die zur Arbeit strömen. Zunächst bringen Rolltreppen die Menschen in den fünften Stock. Von dort beginnt mit einem System von 54 Fahrstühlen die Fahrt in die Höhe. Vom Erdgeschoß bis in die Spitze des Büroturmes, zur 528. Etage also, dauert die Reise eine Minute. Jeder Fahrstuhl ist fünfstöckig und wird mit Atomkraft getrieben. Alle 54 Lifts können zusammen zur gleichen Zeit 2000 Menschen befördern. Bis jeder der 130 000 Mondkratzer-Angestellten an seinem Schreibtisch sitzt, dauert es kaum eine Stunde. Und umgekehrt: Nachmittags bei Büroschluß ist innerhalb von sechzig Minuten das riesige Haus leer.

Ähnlich wie bei Flugzeugen sind die Büroräume mit Klima- und Druckausgleichsanlagen ausgestattet. Alle Menschen, die dort leben, sind also gegen Wind und Wetter in jeder Weise geschützt.

Im Sockel des Turmhauses können in zehn Etagen (fünf unterirdisch, fünf über der Erde) 15 000 Wagen

Das höchste Gebäude der Welt soll in Chikago entstehen: ein über anderthalb Kilometer hohes Turmhaus am Michigansee.

parken. Ein gewaltiger Anfahrtsplatz kann bis zu 100 000 Autos auf einmal aufnehmen. Und wer zukünftig mit dem eigenen Hubschrauber ins Büro fliegen möchte, braucht sich bei Wrights Zukunftshaus keine Sorgen zu machen, wo er sein Vehikel unterbringen kann. Zwei Terrassen, im unteren Viertel des Turmes gelegen, geben fünfzig Helikoptern ideale Lande- und Parkmöglichkeiten.

Die Konstruktion des Riesenbebäudes ist bahnbrechend für den Wolkenkratzerbau, jedoch frappierend einfach. Ein stativförmiger Eisenbetonkern durchläuft als gewaltiger Mast das gesamte Gebäude, dringt weit über hundert Meter in den Erdboden; sein unterstes Ende bohrt sich in den felsigen Untergrund. Das ganze Turmhaus ruht also wie ein gigantischer Baum auf einer mächtigen Pfahlwurzel. Wright kam auf diese Konstruktion, als er einmal durch einen Wald ging, der von einem Hurrikan verwüstet worden war. Nur die Bäume mit Pfahlwurzeln waren stehengeblieben. Als 1923 ein Erdbeben Tokio zerstörte, blieb nur eines der großen Häuser, das Imperial-Hotel, übrig. Wright hatte es nach dieser Weise gebaut.

Jedes der 528 Stockwerke durchläuft waagerecht den Eisenbetonmast wie eine Scheibe. Die einzelnen Etagen werden an Stahlseilen so aufgehängt und ausbalanciert, daß die Spitze des 1600 Meter hohen ›Mondkratzers‹ selbst bei Sturm weniger schwankt als die des um einen Kilometer niedrigeren Empire State Building.

Über die Baukosten ist man sich noch nicht ganz einig. Wright schätzt sie auf etwa hundert Millionen Dollar (rund 420 Millionen Mark). Einige seiner Kollegen meinen aber, daß das Superhochhaus ungefähr drei Milliarden Dollar (zirka 12,6 Milliarden Mark) kosten wird.

Wann der ›Mondkratzer‹ errichtet wird, ist noch unbekannt. Noch ist die Meinung der Amerikaner geteilt. »Wahnwitzige Ausgeburt einer technischen Phantasie«, sagen die Gegner der Büroturm-Idee. Wrights Freunde jedoch feiern den Plan ›als das kühnste Projekt seit dem Turmbau zu Babel‹. Frank Lloyd Wright selbst — 88, vital und eigenwillig wie je, seit über zwei Menschenaltern Außenseiter internationaler Architektur — läßt sich nicht irritieren. Feierlich wie ein sieggewohnter Star nennt er seinen Bau ›Das achte Weltwunder‹. Ihn stört es nicht, daß er bisher Gegner der Hochhausansammlungen in den Citys war. Er hatte die Metropole immer als ›Bedrohung des Lebens‹ angesehen. Aber vielleicht will er jetzt die Riesenstädte durch seine ›Mondkratzer‹ auflockern und die Geschäfts- und Verwaltungsstellen an einer Stelle zentralisieren, um dann freien Raum für Licht und Sonne und Parkanlagen zu gewinnen.

Heute noch ist uns der Plan vom ›Mondkratzer‹ wie eine Vision. Aber übermorgen haben wir uns vielleicht schon daran gewöhnt und fahren ganz selbstverständlich mit atomgetriebenen Lifts in den 528. Stock. Wahrscheinlich wird uns dann schon die Frage ganz absurd erscheinen: »Wollen Sie in einem ›Mondkratzer‹ arbeiten?«

J. F.





Dem Kleinsten

Atomphysik und Medizin melden neue Erfolge: Die Professoren Heisenberg und Pauli entwickelten eine Formel für die kleinsten Bausteine des Atoms, und zwei amerikanische Virusforscher sind wahrscheinlich dem Leukämie-Erreger auf die Spur gekommen.

VON DR. CHRISTOPH WOLFF

Zwei Entdeckungen von großer Tragweite haben die wissenschaftlich interessierte Welt in diesen Tagen aufhorchen lassen. Nobelpreisträger Professor Werner Heisenberg gelang es, mit neuen Formeln in das Innere des Atomkerns vorzustoßen. Er hat es geschafft, das Rätsel der unvorstellbar kleinen Bausteine des Kosmos, der Elementarteilchen, weitgehend zu klären. Fast gleichzeitig fanden die amerikanischen Virusforscher Dr. Leon Dmochowski und Dr. Joseph Beard unter dem Elektronenmikroskop winzige, an der Grenze zwischen belebter und unbelebter Materie stehende Gebilde, die höchst-



Foto: AP

Professor Dr. Werner Heisenberg hat mit seiner neuen Formel das Werk Albert Einsteins fortgesetzt, der die Kräfte der Natur mit Hilfe seiner Feldtheorie zu erklären versuchte.

wahrscheinlich als die Erreger einer ebenso geheimnisvollen wie gefährlichen Blutkrankheit angesprochen werden müssen, der Leukämie. Beide Forschungsergebnisse werden noch der letzten Bestätigung bedürfen, doch scheint schon heute festzustehen, daß diese Entdeckungen von großer praktischer Bedeutung für den Menschen sein werden.

Worum geht es bei den neuen Formeln Heisenbergs? Erstmalig wird es voraussichtlich mit ihrer Hilfe, so sagt der Gelehrte, den Kernphysikern gelingen, die verwirrende Fülle der Elementarteilchen, von denen man heute bereits 21 verschiedene Arten kennt, und ihre gegenseitigen Wirkungen aus einem einheitlichen Prinzip heraus zu erklären. Auch ihr Verhalten wird man exakt berechnen können. Das war bisher nicht möglich. Die Forschungen Einsteins und Plancks hatten zu der Erkenntnis geführt, daß im Bereich der kleinsten Teilchen die bisher bekannten Gesetze der Physik und das Prinzip dei Kausalität keine Gültigkeit mehr haben und daß es nur möglich ist, statistische Voraussagen über das Verhalten der Elementarpartikelchen zu machen. Als Folgerung daraus hatte Heisenberg selbst die sogenannte ›Unschärfe-Beziehung‹ in die Atomphysik eingeführt.

Insbesondere jene als ›Mesonen‹ bezeichnete Partikel, die nur Millionstelsekunden existieren und wechselweise in Form von Strahlung oder von Materie im Atom ein Geisterdasein führen, machten den Atomphysikern fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Mit Hilfe der neuen Formel jedoch glaubt Heisenberg, nicht nur all diese Partikel unter einen theoretischen ›Hut‹ zu bringen, sondern auch das Phänomen der Schwerkraft und des Elektromagnetismus aus einer gemeinsamen ›Feldtheorie‹ von besonderer mathematischer Einfachheit und Schönheit erklären zu können.

Viele Vorgänge in den Atomkernen und Atomreaktoren, die bisher nur experimentell geklärt werden konnten, wird man, wenn die Formeln sich bestätigen, in Zukunft errechnen können. Zahlreiche interessante Ergebnisse hat die neue Theorie schon geliefert. So konnte Heisenberg nachweisen, daß ein sogenanntes Pi-Meson vierzehnmal leichter ist als ein elektrisch ungeladenes Kernpartikel (das Neutron), und daß es, ähnlich



Foto: Keystone

Professor Pauli, Zürich, gilt als das lebende Gewissen der Physik. Man sagt, er habe schon öfter etwas Richtiges für falsch, aber noch nie etwas Falsches für richtig gehalten. Er stand Heisenberg zur Seite.

auf der Spur

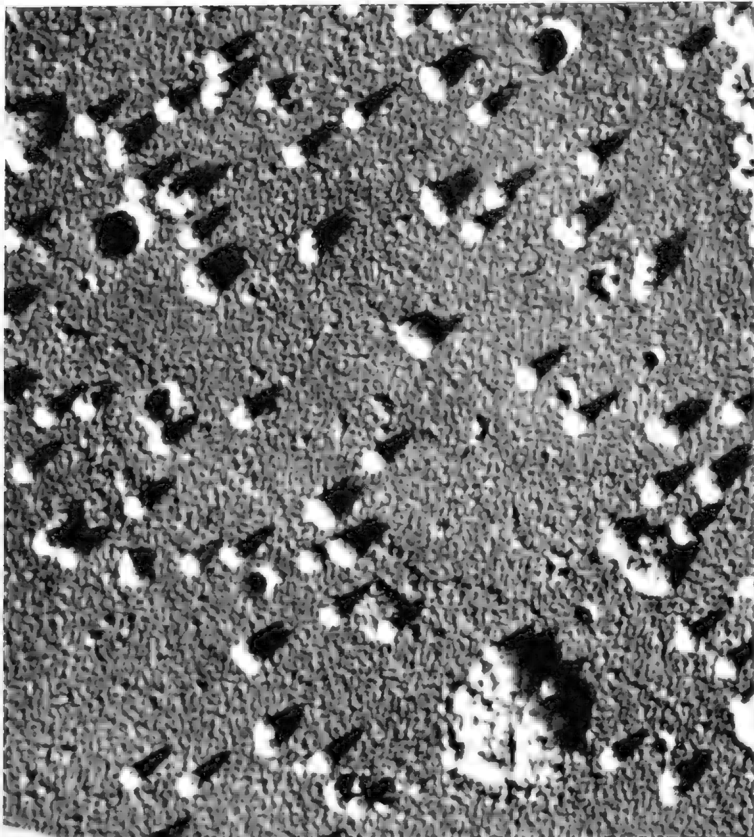


Foto: dpa

Erzeugen Viren die Leukämie? Die jüngste Entdeckung scheint es zu bestätigen. Unsere Aufnahme zeigt das Virus der Kinderlähmung.

der Lichtgeschwindigkeit, die mit 300 000 km/sek eine absolute, nicht mehr überschreitbare Konstante darstellt, allem Anschein nach in der Natur auch eine ›Kleinste Länge‹ gibt, deren Dimension nicht mehr unterboten werden kann: sie hat die fast unvorstellbar kleine Ausdehnung von einem billionstel Millimeter.

In das Reich des unvorstellbar Kleinen reicht auch die Entdeckung der amerikanischen Virusforscher. Denn die Viren, die sie jetzt in dem Blut Leukämie-Kranker fanden, haben praktisch nur die Größe kompliziert gebauter Eiweiß-Moleküle. Aber verursachen die gefundenen Viren wirklich diese gefürchtete und oft ungenau als ›Blutkrebs‹ bezeichnete Krankheit, gegen die die Medizin trotz aller Bemühungen immer noch kein auf die Dauer wirksames Mittel gefunden hat?

Rätsel der Leukämie

Tatsächlich verläuft eine akute Leukämie, die sich in einer katastrophalen Vermehrung der weißen und in einer Verminderung der roten Blutkörperchen äußert, unter dem Bild einer akuten Infektion. Sie endet oft in wenigen Tagen tödlich. Aber daneben gibt es auch chronische Formen der ›Weißblütigkeit‹, bei denen sich das Leiden über Jahre hinzieht. Ja, gar nicht so selten treten Leukämien auf, die diesen Namen eigentlich nicht verdienen, weil das Blutbild im Mikroskop fast normal erscheint. In den Lymphdrüsen und im Knochenmark jedoch, wo die weißen Blutkörperchen produziert werden, findet man trotzdem die gleichen Veränderungen wie bei der richtigen Leukämie.

Welche Rolle in diesem rätselhaften Krankheitsgeschehen spielen nun die neuentdeckten Viren? Schädigen sie selber die blutbildenden Zellen, so daß überstürzt unreife weiße Blutkörperchen gebildet werden? Sind die von ihnen ausgeschiedenen Gifte oder Stoffwechselprodukte die Ursache jenes Leidens, das allem Anschein nach in Europa eine immer größer werdende Zahl von Menschen befällt? Und gibt es vielleicht ein Mittel, um diese Viren zu bekämpfen und die Krankheit zu heilen? Diese Fragen wird die Medizin vielleicht beantworten können, wenn es gelingt, das neuentdeckte Virus auf lebendem Gewebe künstlich zu züchten, um mit ihm zu experimentieren.

Bis heute nämlich sind die therapeutischen Möglichkeiten bei dieser Erkrankung noch ziemlich beschränkt. Mit Röntgenstrahlen, radioaktivem Yttrium oder mit kampfgasähnlichen Stoffen, die die Zellteilung hemmen, versucht man, der übermäßigen Bildung von weißen Blutzellen Einhalt zu gebieten. Auch Hormone sollen die Abwehrstoffe des Körpers mobilisieren. Schließlich gelingt es, mit Milzextrakten die Zahl der roten und weißen Blutkörperchen wenigstens zeitweise im richtigen Maß zu halten. Eine hundertprozentig wirksame Therapie, wie sie heute z. B. bei der bösartigen Blutarmut möglich ist, hat man jedoch leider noch nicht gefunden, und welche Rolle bei der Krankheit ein soeben in den Ausscheidungen von Leukämie-Patienten gefundener Eiweiß-Stoff spielt, ist ebenfalls noch nicht sicher. Möglicherweise wird die Entdeckung des neuen Virus dazu führen, so hoffen die Ärzte, daß dieser heimtückischen Krankheit in einigen Jahren ihr Schrecken genommen werden kann. Vorläufig allerdings warnen die amerikanischen Forscher noch vor übertriebenen Hoffnungen.



Katalanisches Kruzifix, 12. Jahrhundert

KRISTALL-KUNSTBLATT

Foto: Inge Morath / MAGNUM

Vier Mädchen machten Karriere

Fortsetzung von Seite 7

gute Portion Intelligenz, setzt Intuition voraus.

Das Rätsel, warum ein Gesicht Erfolg hat, ist noch nicht gelöst. Ein New Yorker Institut für Meinungsforschung will durch Umfrage beim Publikum festgestellt haben, daß der Erfolg des amerikanischen Spitzenmodells Jean Patchett auf einen Leberfleck neben dem rechten Auge zurückzuführen sei. Wie erklärt sich dann aber, daß dieses Mädchen 1948 bei über zweihundert New Yorker Fotografen vergeblich vorsprach? In drei Monaten wurde Jean nicht mehr als viermal fotografiert, sie verdiente insgesamt nur 170 Mark. Ohne Hoffnung und völlig verschuldet stellte sie sich eines Tages in der berühmten Agentur von Eileen Ford vor.

Eileen Ford, selbst ein ehemaliges Fotomodell, bestimmte nach einem kurzen Blick: »Sie sind zu dick (Jean war 1,75 m groß und wog 115 Pfund). Sie dürfen nur enge Kleider und nie einen Hut tragen. Außerdem sind Sie falsch geschminkt.« Jean richtete sich nach dieser Kritik, und schon nach zwei Wochen war sie laufend beschäftigt. Sie war das erste Fotomodell der Welt, das ein Stundenhonorar von 200 Mark überschritt.

Theoretisch läßt sich der Publikumserfolg eines Gesichts vielleicht durch den psychologischen Begriff ›Identifikation‹ erklären, wenn man ihn in weitestem Sinne auffaßt: der Beschauer ordnet das Gesicht in das eigene Leben ein. Männer glauben ihre ›Wunschfrau‹ zu sehen, Frauen ihr Ideal, dem sie gleichen möchten, um selbst bei Männern Erfolg zu haben. Ein berühmter amerikanischer Fotograf sagt dazu: »Ein Modell soll so aussehen, wie der Durchschnitt der Frauen im Augenblick gerade aussehen möchte.«

Erfolgreiche Fotomodelle sprechen vermutlich die Schicht primitiver Weiblichkeit an, die — nach Meinung des Schweizer Psychologen C. G. Jung — in allen Frauen lebt. Sie selbst stellen, wenigstens im Foto, Frauen dar, in denen diese Schicht überwiegt. Die Männer sind von ihnen fasziniert. Es ist ›die Frau für jeden‹. Ein gutes Fotomodell wird also immer sehr viel Weiblichkeit ausstrahlen, selbst wenn es den Typ der berufstätigen Frau verkörpert. Sie überzeugt die Leserinnen davon, daß sie die Frau ist, die von den Männern auf Händen getragen wird.

In Amerika, dem Land gezüchteter Frauenschönheit, haben Europäerinnen als Fotomodelle nur unter bestimmten Voraussetzungen Aussicht, sich zu behaupten. Sie müssen dem für europäischen Geschmack etwas glatten, klischeehaften amerikanischen Fotogesicht ähneln und sich doch zugleich ihre europäische Eigenheit bewahren. Das heißt: Sie müssen sich durch Schminken und Mimik den amerikanischen Kolleginnen anpassen, dürfen dabei aber ihre persönliche Note nicht verlieren, die sie ja gerade aus dem Heer der Konkurrentinnen hervorragen läßt.

Darauf beruht wahrscheinlich auch Christa Vogels ungewöhnlicher Erfolg in Amerika. Sie ist eine Frau, die ihre Persönlichkeit bewahrt und entwickelt hat, sie ist glücklich verheiratet, wünscht sich noch zwei Kinder. Sie sieht nicht nur Grace Kelly ähnlich, sondern sie verkörpert auch in Wirklichkeit denselben Idealtyp: die Frau ohne Skandale, eine Dame (die man mit reinem Gewissen bewundern kann), die gute Ehefrau und Mutter, von makelloser Schönheit und vornehmer Zurückhaltung — jene Frau, deren Tugenden das Schicksal mit einem Märchenprinzen belohnt.

Unser Bild: Der Gekreuzigte

Christus am Kreuz ist das größte und wichtigste Thema des christlichen Bilderkreises. Die frühesten Darstellungen des Gekreuzigten finden sich schon im 6. Jahrhundert. Während der romanischen Epoche, die um das Jahr 1000 beginnt und im 13. Jahrhundert von der Gotik abgelöst wird, entstehen die ersten vollplastischen Kruzifixe. Sie sind für den Gottesdienst bestimmt, ein Teil des Altars und das Herzstück der ganzen Kirche, auf das sich Andacht, Glauben und Verehrung konzentrieren.

Vor diesem kirchlich-sakralen Hintergrund muß man das abgebildete Kruzifix sehen, das heute im Museum für katalanische Kunst in Barcelona hängt. Es stammt aus dem 12. Jahrhundert, in dem der romanische Stil sich am reichsten entfaltete und eine für ganz Europa gemeinsame Kunst hervorbrachte.

Dieser romanische Christus am Kreuz besitzt noch, gleichsam als Erbe der byzantinischen Kunst, archaische Strenge und jenen Sinn für das rechte Maß, das keinerlei Übertreibungen gestattet. Die Spuren des Leidens sind nur angedeutet — erst im späten Mittelalter wird das Grausige, das Qualvolle des Vorgangs kraß realistisch dargestellt. Der Ausdruck des Gesichts ist von ungeheurem Ernst, aber ohne Anzeichen von physischem Schmerz, und statt der Dornenkrone, die dem realistisch erfaßten ›Haupt voll Blut und Wunden‹ entspräche, trägt der Gekreuzigte eine Königskrone, das Attribut seiner den Schmerz überwindenden Göttlichkeit.

Dieser Kruzifixus ist ein großartiges Beispiel romanischer und zugleich auch katalanischer Plastik. Katalonien, der nordöstliche Teil der Pyrenäenhalbinsel, ist erst in jüngster Zeit als eine bedeutende Provinz der abendländischen Kunst entdeckt worden. In den Kirchen und Klöstern des Landes, aber auch in den Museen von Barcelona, Vich und Gerona findet man eine Fülle farbiger Holzskulpturen, die den wichtigsten Beitrag Spaniens zur europäischen Kunst des Mittelalters bilden.

Mit dieser Kunstprovinz gewinnt Spanien, das durch den Einbruch des Islam und die Herrschaft der Araber jahrhundertelang isoliert war, den Anschluß an die europäische Entwicklung. Trotzdem läßt die katalanische Plastik noch maurische Einflüsse erkennen. Bei dem abgebildeten Kruzifix gilt das besonders für die eigentümlichen Ornamente auf dem Stamm des Kreuzes. Das Motiv der stilisierten Blätter und Blüten wurde in der islamischen Kunst entwickelt und bildet als sogenannte ›Maureske‹ das dekorative Gegenstück zur ›Arabeske‹.

Und noch ein anderes tritt an diesem Frühwerk in Erscheinung, das sich auch in den spanischen Werken späterer Jahrhunderte niemals verleugnet. Es ist ›der verborgene Geist des schmerzreichen Spanien‹, wie ihn der moderne Dramatiker Garcia Lorca immer wieder als eine nationale Eigentümlichkeit verkündet hat. Er nennt Spanien das Land, das wie kein anderes dem Tode geöffnet ist. Der Schmerz über den Tod und die schweigende Vertiefung in ihn sind den Spaniern vertraut. In keinem andern Land gibt es Kruzifixe von so stiller und wahrhaft königlicher Trauer.

Dr. Gottfried Sello

Das Antlitz der ERDE

Frühling in Heidelberg

»Ach, du stilles Weltstädtchen — du kehrst net wieder . . . !« So ähnlich wie einst die kleine Kellnerin Kathi in ›Alt-Heidelberg‹ ihrem Erbprinzen Karl-Heinz den Abschied geben mußte, so entschwand im Massenzeitalter auch der heitere Glanz der Musenstadt. Zwar stammt die festliche Ruine des Heidelberger Schlosses aus einem Feldzug von vor fast dreihundert Jahren. Dafür wurde Heidelberg im letzten Weltkrieg verschont. Zahlreiche hohe Stäbe lagerten sich anschließend bei Alma Mater ein, und muntere Jeeps pickten Badenser Mädchen auf, die sich früher vorzugsweise mit Korps-Studenten unterhalten hatten. Heidelberg teilt das Los aller heilgebliebenen deutschen Universitätsstädte: von Menschen überfüllt zu sein und die Gemütlichkeit nur noch sonntags im Wappen zu führen. Doch, vielleicht, eines Tages, wenn die Atomwolken verzogen sind und die alte Neckarbrücke sollte noch stehen und ein Gang zum Schloß unter blühenden Bäumen noch von jener Stille sein, welche die Liebespaare schätzen, dann wird man mit neuen Stimmen singen können: »Alt-Heidelberg, du Feine, du Stadt an Ehren reich . . .« Vertrauen wir darauf.

Fritz von Woedtke



Foto: Color Bild Heidelberg



Ein ungelöster Kriminalfall, der seit einem Jahrhundert die Welt bewegt:



Fotos: K. Schnörrer/Hauser-Archiv Ansbach und Stadtarchiv Nürnberg

Die edlen Gesichtszüge Kaspar Hausers ließen fürstliche Herkunft vermuten. Er selbst konnte sich jedoch nur an Kerkerjahre erinnern.

Kaspar Hauser

VON HEINZ LIEPMAN

Vor 130 Jahren tauchte in Nürnberg ein etwa 16jähriger Junge auf, über dessen Herkunft bis zum heutigen Tage mysteriöses Dunkel liegt. Sein wirklicher Name blieb unbekannt, er wurde ›Kaspar Hauser‹ genannt. Er kam aus einem Kerker und lebte nur 4½ Jahre wie ein Mensch. Sein rätselhaftes Schicksal beschäftigte seither Wissenschaftler und Dichter. Die einen hielten ihn für einen Betrüger, andere sahen in ihm einen ›beiseite geschafften‹ Erbprinzen von Baden, der, wäre er Thronfolger geworden, die Geschichte Europas verändert hätte. Unser Autor Heinz Liepman schildert sein Leben nach authentischen Quellen.

Es war am Pfingstmontag, dem 26. Mai des Jahres 1828, als diese Geschichte begann. Es ist eine wahre Geschichte, belegt durch zahlreiche amtliche Dokumente. Kaiser und Könige haben ihretwegen gezittert, und die Landkarte Europas würde heute anders aussehen, wenn diese Geschichte nicht geschehen wäre. Obgleich einige Staatsarchive bereits nach dem ersten Weltkrieg geöffnet wurden, hat man erst in den letzten Jahren Dokumente in den Archiven von Paris und Wien freigegeben, die eine mutmaßliche Lösung des tragischen Rätsels ermöglichen.

Dieser Pfingstmontag des Jahres 1828 in Nürnberg war ein strahlend schöner Tag. Die Stadt war leer; die Nürnberger waren hinausgezogen, um den sonnigen Frühlingstag außerhalb der Mauern in Wald und Feld zu genießen.

Gegen fünf Uhr nachmittags gingen zwei ehrsame Handwerker, die gerade von einem Ausflug zurückgekommen waren, durch die einsamen Gassen der Stadt zu ihrer Schenke am Unschlittplatz, um einen Abendtrunk zu sich zu nehmen. Es waren die Schuhmacher Weickmann und Beck. Plötzlich sahen sie eine merkwürdige Erscheinung. Ein junger Mann kam über den Unschlittplatz auf sie zu. Er ging nicht wie andere Leute, sondern ›wackelte und stolperte‹, wie sie später der Polizei erzählten. Er schob mit großer Mühe seine Füße vorwärts, sein Gesicht war verzerrt, gequält. Dabei war er ein junger Mensch, beinahe noch ein Kind. Er trug einen hechtgrauen Rock, eine Reithose aus demselben Stoff, eine rote Weste, einen niedrigen schwarzen Hut und zu enge, verschlissene Nagelschuhe.

Die beiden Schuster sahen sich an. Die Erscheinung war ihnen unheimlich. Sie verstanden die Laute nicht, die der Mensch ausstieß. Sie wollten sich umdrehen und fortlaufen, aber

Fortsetzung Seite 44



REIN ORIENT



VIRGINIA ORIENT

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 42

seine Augen — diese hilflosen, leidenden Augen — hielten sie fest.

Sie berieten mit leiser Stimme, was sie tun sollten. Schließlich beschlossen sie, den unheimlichen Burschen zum Torschreiber zu bringen.

Der Torschreiber war eine Autoritätsperson, die an fremdartige Erscheinungen gewöhnt war. Der Bursche griff in eine Tasche seines Rocks und holte einen zerknitterten Brief heraus. Der Torschreiber setzte seine Brille auf und las die Anschrift: ›An den Herrn wohlgeborenen Rittmeister bei der 4. Eskadron beim 6. Schwolischen Regiment in Nürnberg‹. Der Torschreiber schüttelte den Kopf.

»Damit habe ich nichts zu schaffen«, sagte er, »schaffen Sie die Person zum Rittmeister von Wessenig.«

Schuster Weickmann blickte sich um. Sein Kollege Beck war verschwunden; anscheinend wollte er mit der Sache nichts mehr zu tun haben. So nahm Weickmann den Jungen wieder beim Arm und führte ihn zur Wohnung des in Nürnberg wohlbekannten Rittmeisters.

Weickmann läutete die Glocke am Hause des Rittmeisters von Wessenig. Ein Bedienter öffnete. Der Rittmeister sei ausgeritten, sagte er. Er sah den jungen Menschen vom Kopf bis zu Füßen an. »Er kann im Stall warten«, sagte er schließlich hochmütig. Und während Schuster Weickmann sich eilig entfernte, führte der Diener den Burschen in den Stall. Kurze Zeit später kam er zurück mit einem Glas Bier und etwas gebratenem Fleisch, aber als der Junge daran gerochen hatte, ließ er Bier und Fleisch auf den Boden fallen, während sein Gesicht sich mit einem Ausdruck des Ekels verzerrte. Er legte sich auf die Streu und schlief ein.

Das war die Ankunft des Kindes, das man später Kaspar Hauser nannte, in der Welt der Menschen. Abends, als Rittmeister von Wessenig nach Hause kam, übergab der Bediente seinem Herrn den Brief, den der Bursche bei sich getragen hatte. Er lautet, übertragen in modernes Deutsch, etwa folgendermaßen:

»Hochwohlgeborener Herr Rittmeister! Ich schicke Ihnen einen Knaben, der möchte seinem König getreu dienen. Dieser Knabe ist mir vor die Schwelle gelegt worden, im Jahre 1812 am 7. Oktober, und ich selber bin ein armer Tagelöhner, ich habe auch zehn Kinder und genug zu tun, daß ich mich fortbringe. Seine Mutter hat mir das Kind vor die Schwelle gelegt, damit ich es aufbringe, aber ich habe seine Mutter nicht erfragen können. Ich habe auf dem Landgericht nichts gesagt, daß mir der Knabe gebracht worden ist. Ich habe ihn seit 1812 keinen Schritt weit aus dem Haus gelassen, und er weiß nicht, wie mein Haus heißt, und den Ort kennt er auch nicht, Sie dürfen ihn schon fragen, aber er kann es nicht sagen. Das Lesen und Schreiben habe ich ihn schon gelehrt, und als wir ihn fragten, was er werden will, so sagte er, er will auch ein Reiter werden, was sein Vater gewesen ist. Wenn er Eltern hätte, wie er keine hat, wäre er ein gelehrter Bursche geworden. Sie dürfen ihm nur was zeigen, so kann er es schon. Im empfehle mich gehorsamst. Ich mache meinen Namen nicht kund, denn ich könnte gestraft werden. Und er hat keinen Kreuzer Geld bei sich, weil ich selber nichts habe. Wenn Sie ihn nicht halten wollen, so müssen Sie ihn erschlagen oder im Rauchfang aufhängen.«

Datiert ist der Brief: ›Von der bayrischen Grenze, der Ort ist unbenannt, im Jahre 1828.‹

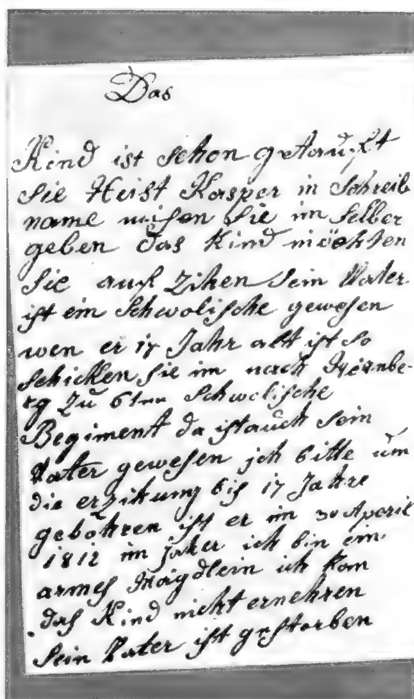
Diesem rätselhaften Schreiben lag ein Zettel bei, der zum Unterschied vom Brief in lateinischer Schrift geschrieben war. Er lautet:

»Das
Kind ist schon getauft.
Er heißt Caspar, ein Schreib-
Namen müssen Sie ihm selber
geben. Das Kind mögen
Sie aufziehen, sein Vater
ist ein schwollischer Reiter gewesen.
Wenn er 17 Jahre alt ist, so
schicken Sie ihn nach Nürnberg
zum 6. schwollischen
Regiment, da ist auch sein
Vater gewesen. Ich bitte um
die Erziehung bis 17 Jahre,
geboren ist er am 30. April
1812. Ich bin ein
armes Mägdelein, ich kann
das Kind nicht ernähren
sein Vater ist gestorben.«

Schon der Rittmeister von Wessenig — und später die Polizei — erkann-



Dieses zeitgenössische Bild Hausers erschüttert seit 130 Jahren immer wieder. Es zeigt eindringlich die Verlorenheit des Nürnberger Findlings.



Das
Kind ist schon getauft
Sie Heist Kasper in Schreib
name mißen Sie im selber
geben das Kind möchten
Sie auf Zihen Sein Vater
ist ein Schwolischer gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schicken Sie im nach Nürnbe-
rg zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen ich bitte um
die erzihung bis 17 Jahre
geboren ist er im 30 April
1812 im Jaher ich bin ein
armes Mägdlein ich kan
das Kind nicht ernehren
Sein Vater ist gestorben

Einen Brief und diesen Zettel (oben) hatte Hauser bei sich. 100 Jahre später gelang der Beweis, daß beide von derselben Person stammten.



Dies ist der Unschlittplatz zu Nürnberg, wo Hauser am 26. 5. 1828 eintraf. Die Polizei steckte ihn zunächst in den Gefängnisturm Luginsland (siehe Pfeil).



Bürgermeister Binder. Seine Bekanntmachung 1828 rüttelte die Welt auf.

ten, daß beide Briefe mit verstellter Hand geschrieben wurden. Und bereits im Jahre 1830 erschien ein Pamphlet, in dem behauptet und nachgewiesen wurde, daß die Ausdrucksweise des Schreibens an den Rittmeister, trotz fehlerhafter Rechtschreibung, einen gebildeten Absender verrate und kein Tagelöhner gewesen sein konnte. Hundert Jahre später, im Jahre 1930, hat E. Brunner, der Direktor des Instituts für gerichtliche Schriftenuntersuchung in Zürich, ein Gutachten über die beiden Briefe auf graphologischer, mikroskopischer und mikrophotographischer Grundlage veröffentlicht. Er weist darin nach, daß beide Briefe mit Bestimmtheit von ein und derselben Person geschrieben worden sind — und zwar einer gebildeten Person, die auf primitive Art und Weise versucht habe, ihre Handschrift zu verstellen.

Aber all das wußte man noch nicht, als der Knabe in Nürnberg auftauchte. Rittmeister von Wessenig konnte den Jungen nicht verstehen. Er konnte auch mit den Briefen nichts anfangen, und so schickte er seinen Bedienten zu einem Freund, dem Polizeiaktuar von Scheurl, der den Burschen durch zwei Polizisten auf die Polizeiwache bringen ließ.

Es war inzwischen spät geworden, eine milde Nacht mit vielen Sternen. Der Junge taumelte mit geschlossenen Augen zwischen den beiden Polizisten zur Wache. In der Wachstube hockte er sich in einer dunklen Ecke auf den Fußboden. Wieder wurden ihm Fleisch und Bier von mitleidigen Polizisten angeboten, aber beides lehnte er mit Abscheu ab. Er schien völlig stumpf, fast wie ein verschüchtertes Tier. Als man ihm Brot und Wasser reichte, verschlang er beides heißhungrig. Dann wimmerte er und wies auf seine Füße. Die Polizisten sahen, daß die zerschlissenen Schuhe viel zu eng waren und daß er sich seine Füße wundgelaufen hatte. Man zog ihm die Schuhe aus und brachte eine Wanne mit lauwarmem Wasser, in die er seine Füße steckte. Die Polizisten versuchten, ihn auszufragen, aber er verstand überhaupt nicht, was sie von ihm wollten. Immer wieder plapperte er dieselben Worte, die niemand begriff. Ein Polizist, der den Brief, den der Junge bei sich getragen hatte, aufmerksam las, kam auf den Gedanken, ein Stück Papier vor ihn hinzulegen und ihm einen Federkiel in die Hand zu drücken. Und dann geschah das Wunder: der Bursche nahm den Federkiel, und beim Schein der Kerze schrieb er mit ungelenken Fingern, aber deutlich lesbar, die Worte: Kaspar Hauser.

Die Polizisten zogen sich in den Nebenraum zurück und beratschlagten, was sie mit dem Burschen anfangen sollten. War er ein Schwindler oder ein Schwachsinniger? Herr von Scheurl traf schließlich die Ent-

Fortsetzung nächste Seite

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 45

scheidung. »Was immer er ist, es wird sich schon herausstellen. Auf jeden Fall können wir ihn nicht hierbehalten . . .« Und er entschied, daß der rätselhafte Mensch in den Luginsland-Turm gebracht werde, zum Gefangenenwärter Hiltel.

Und so zog man ihm wieder die zu engen Schuhe an, nahm ihn bei den Armen und führte ihn, der leise wimmerte, in den Gefängnisturm. In diesem Turm blieb Kaspar Hauser vom 26. Mai bis zum 18. Juli 1828.

In Nürnberg hatte es sich bald herumgesprochen, welch eigenartiges Menschentier sich im Luginsland-Turm befand. Die Nürnberger, an ungewöhnliche Ereignisse nicht gewöhnt, interessierten sich leidenschaftlich für das merkwürdige Geschöpf. In das Turmgemach, in dem



Ritter Anselm von Feuerbach, der bedeutendste Jurist seiner Zeit, wagte zuerst den Verdacht zu äußern, daß Hauser Opfer eines Verbrechens sei.

er sich befand, durfte zwar niemand eintreten, aber an der Tür drängten sich von morgens bis abends die Leute.

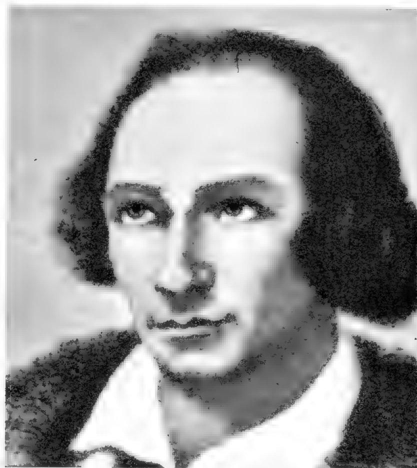
Es war offensichtlich, daß Kaspar Angst hatte vor den Menschen, die von morgens bis abends in der offenen Tür standen und die immer wieder versuchten, ihn auszufragen, ihm zu schmeicheln, oder ihm — wie einem kleinen Kind — Spielzeug brachten. Er hockte immer mit vorgestreckten Beinen am Boden. Jedes laute Geräusch erschreckte ihn. Wenn die Kirchenglocken schlugen, ging ein Zucken über sein Gesicht. Beim ersten Gewitter, bei Donner und Blitz, verdrehte er die Augen und wurde ohnmächtig. Als man ihm eine Kerze an sein Lager stellte, griff er mit den Fingern in die Flamme und schrie auf.

Bürgermeister Binder tat inzwischen sein Möglichstes, das Geheimnis des Fremden aufzuklären. Eine Kommission wurde ernannt, die ihn genau untersuchte. Der stumpfe Gesichtsausdruck, die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen und die Kleidung wiesen auf bäuerliche Herkunft. Aber dann kamen die Ärzte. Und ihre Gutachten kann man noch heute nachlesen. Sie stellten übereinstimmend fest, daß Kaspars Muskeln schlaff und unterentwickelt waren, die Glieder zart, die Füße überempfindlich. Aber die Hände — schrieben die Ärzte — seien edel geformt und wiesen keine Zeichen von Arbeit auf. Und dann kam eine merkwürdige Feststellung der Ärzte, die die Phantasie der Nürnberger besonders erregte: die Kniekehlen des Knaben seien merkwürdig verbildet. Sie ließen nur eine Deutung zu. Kaspar mußte einen großen Teil seines Lebens bewegungslos sitzend auf dem Boden zugebracht haben. Was war das für ein Geschöpf, fragten die Nürnberger. Zum erstenmal tauchte das Gerücht auf von einem schrecklichen Verbrechen, das irgend jemand an diesem hilflosen Knaben mit den edlen Händen vollbracht habe. Im Volk begann man zu tuscheln. Es begann zu rumoren und zu gären: es müsse sich bei dem Findling um das Kind hochgeborener Eltern handeln, sehr hoch geborener Eltern!

Das Rätsel wurde immer größer. Am 7. Juli 1828 erschien in einem Nürnberger Verlag eine Schrift, die Bürgermeister Binder selbst verfaßt hatte. Das war die erste Schrift über Kaspar Hauser. Ihr sollten noch Hunderte in den nächsten Jahrzehnten folgen. Der Zweck dieser Veröffentlichung war natürlich, in weiteren Kreisen — über Nürnberg hinaus — die Tatsachen über den Findling bekanntzumachen, um möglicherweise zu erfahren, woher er stamme.

Der einzige Erfolg der Veröffentlichung des Bürgermeisters Binder war zunächst, daß nur noch mehr Neugierige kamen, um das unglückselige Menschentier zu bestaunen und zu begaffen. Im Sommer 1828, drei Monate nachdem Kaspar Hauser aufgetaucht war, gaben die Ratsherren der Stadt Nürnberg die Hoffnung auf, jemals zu erfahren, woher er gekommen war. Die Stadt adoptierte ihn und ernannte den Freiherrn von Tucher zu seinem Vormund.

Kaspar aber wußte von alledem nichts. In den wenigen Stunden des Tages, wenn keine Gaffer vor Kaspars Verließ standen, beschäftigte sich der

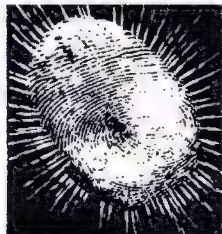


Georg Friedrich Daumer, Philosoph und Dichter, nahm Hauser in sein Haus und verteidigte ihn sein Leben lang gegen alle Verleumdungen.

humane Gefängniswärter Hiltel mit seinem Schützling. Hiltel konnte bald feststellen, daß Kaspar erstaunlich rasch begriff, daß er intelligent war und bald ganze Sätze verstehen und nachsprechen konnte; aber sobald Hiltel ihn verließ, hockte er sich wie ein Kind auf die Erde und spielte mit seinen Holzpferdchen. Die spitzen Giebel der Häuser, die Kaspar von seinem Fenster aus sehen konnte, die Sonne und die nächtlichen Sterne schienen ihm fremd. Er hatte kein Empfinden dafür, ob ein Gegenstand lebend oder tot war. Vor Geräuschen hatte er Angst; wenn leise Musik ertönte, horchte er erstaunt auf. Gekochte Speisen rührte er in der ersten Zeit nicht an, seine tägliche Nahrung bestand anfangs aus zwei Liter Wasser und zwei Pfund Brot. Das Merkwürdigste an ihm waren seine Augen. Während das Tageslicht ihm weh tat, konnte er in der Dunkelheit sehen wie eine Katze. Hiltel gab ihm in einer stockdunklen Nacht verschiedenfarbige Karten: Er konnte sogar die Farben unterscheiden.

Fortsetzung Seite 48

Wir notieren



Radioaktive Fingerabdrücke. Japanische Wissenschaftler entwickelten ein Verfahren, bei dem Fingerabdrücke durch Radioaktivität festgestellt werden. Man behandelt dazu Gegenstände, die man auf Fingerabdrücke untersuchen will, mit den Dämpfen einer bestimmten organisch-chemischen Verbindung. Die Verbindung wurde zuvor radioaktiv gemacht, indem man den normalen Kohlenstoff, den sie enthielt, durch radioaktiven Kohlenstoff ersetzte. In den Spuren des Fingerabdrucks ist Eiweiß enthalten. Dieses verbindet sich sofort mit der radioaktiven Substanz und ist nun ebenfalls radioaktiv ›gezeichnet‹. Legt man jetzt den Gegenstand mit dem Fingerabdruck auf einen gegen radioaktive Strahlung empfindlichen Film, so erhält man das Bild des Fingerabdrucks.

Fingerabdrücke spielen bei der Aufklärung von Verbrechen oft eine entscheidende Rolle. Der Nachweis durch Radioaktivität ist bedeutend leistungsfähiger als die bisher üblichen Verfahren, bei denen man Fingerabdrücke zum Beispiel fotografiert oder mit einer klebrigen Masse Abzüge von ihnen macht. Der größte Vorteil ist, daß man jetzt nicht mehr nur Gegenstände mit verhältnismäßig glatter Oberfläche auf Fingerabdrücke untersuchen kann.

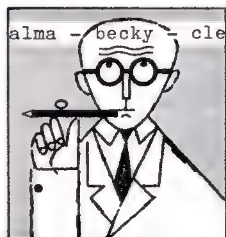
Bernsteinhandel vor 3500 Jahren. In der Nähe des Städtchens Pylos im Süden der Peloponnes-Halbinsel (Griechenland) entdeckten griechische Archäologen reich ausgestattete Gräber, die um 1500 vor Christi Geburt angelegt worden sind. Unter den Grabbeigaben waren zwei Bernsteinketten.

Bernstein findet man an der Ostseeküste, besonders in Ostpreußen. Das Vorkommen in altgriechischen Gräbern zeigt die damals schon weitreichenden Handelsbeziehungen.



Keimfreie Mäuse waren immun gegen Krebskrankheit. Bei Versuchen an der Universität von Notre Dame (USA) blieben sechs Generationen einer Mäuserasse, die sehr anfällig für Krebs ist, von dieser Krankheit verschont. Man hatte sie ihr ganzes Leben lang völlig keimfrei gehalten. Dagegen waren von Mäusen der gleichen Rasse, die das gleiche Futter bekamen, in Behältern der gleichen Art lebten und — außer, daß sie nicht keimfrei gehalten wurden — die gleiche Behandlung erfuhren, nach elf Monaten 90 Prozent krebskrank, nach achtzehn Monaten 98 Prozent.

Unter normalen Bedingungen leben am und im Körper der Säugetiere eine Unzahl von harmlosen Bakterien und mikroskopischen Pilzen. Um ihre Bedeutung für den Wirts-Organismus zu untersuchen, wurden in den letzten Jahren komplizierte Verfahren entwickelt, mit denen man kleine Säugetiere völlig keimfrei aufziehen kann. Der Grund, weshalb keimfrei lebende Mäuse nicht krebskrank wurden, obwohl sie eine starke Veranlagung dazu hatten, ist noch nicht bekannt.



Sorgen um Namen für Wirbelstürme. Viel Kopfzerbrechen hat dem Wetterbüro der USA eine Liste mit 26 Mädchennamen bereitet, die jetzt herausgegeben wurde. Mit diesen Namen, von denen jeder mit einem andern Buchstaben beginnt, sollen Wirbelstürme bezeichnet werden, die 1958 im Atlantik und im Golf von Mexiko auftreten werden. Die Liste fängt mit Alma, Becky, Cleo an und endet mit Xrae, Yurith, Zorna.

Die Schwierigkeit bei der Namensfindung lag darin, daß in jedem Jahr neue Namen aufgestellt werden müssen. Die Namen dürfen nur aus höchstens sechs Buchstaben bestehen, sie müssen zweisilbig und leicht auszusprechen sein, da sie bei Meldungen über den Weg des Wirbelsturms viele tausend Male genannt werden. Das Wetterbüro befürchtet, daß trotz großer Anteilnahme der Bevölkerung der Vorrat an Namen für einige Buchstaben, zum Beispiel Q, X, Y bald erschöpft sein wird und erwägt jetzt, solche Namen nach einem angemessenen Zeitraum wieder zuzulassen, sofern sie nicht für besonders berüchtigte Wirbelstürme verwandt worden sind.

Zeichnungen: Einicke

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 46

Das Schicksal dieses unglücklichen Menschen änderte sich erst, als die Schrift des Bürgermeisters Binder und die kursierenden Gerüchte bis zu dem berühmten Präsidenten des Appellationsgerichtes von Ansbach drangen, Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbach. Feuerbach war der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeit. Er hatte das bayrische Strafgesetzbuch von 1813, das für die gesamte deutsche Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts vorbildlich wurde, ausgearbeitet. Dieser große Jurist hatte auch einige kriminalpsychologische Schriften veröffentlicht, darunter auch zwei Bände eines Werkes ›Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen‹. Als er von der dunklen Geschichte Kaspar Hausers hörte, fuhr er Ende Juli 1828 selbst nach Nürnberg, um dieses Phänomen zu betrachten. Man gestattete ihm, mehrere Stunden allein mit Kaspar zu verbringen. Zeugenaussagen berichten, daß Feuerbach tief erschüttert gewesen sei, als er den Knaben verließ. Am nächsten Tag bereits traf er die Anordnungen, die Kaspar Hausers Leben entscheidend verändern sollten.

Auf seinem Befehl hin wurde Kaspar Hauser aus dem Turm befreit und dem Gymnasial-Professor Georg-Friedrich Daumer zur Pflege und Erziehung übergeben. Am 18. Juli 1828 zog Kaspar in das Haus Daumers.

Daumer wird uns in den überlieferten Akten und Schriften als ein modern denkender Mensch geschildert. Der 28jährige lebte mit seiner Mutter und seiner Schwester zusammen. Da er gerade von einer schweren Krankheit genesen war, hatte man ihm einen längeren Urlaub bewilligt — und so hatte er Zeit, sich seinem Schützling zu widmen. Er hat später mehrere Schriften über Hauser veröffentlicht, die man noch heute nachlesen kann. Er hat auch die physiologischen und psychologischen Beobachtungen der Ärzte beschrieben, die man damals als revolutionär empfand. Sie stellten bei Kaspar Hauser eine Schärfe des Gehörs, des Geruchs und vor allem der Augen fest, die manche Tiere besaßen, die aber bei Menschen ungewöhnlich war.

Daumer setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, seinem Schützling die Annehmlichkeiten der Zivilisation beizubringen. Allmählich wurde der Knabe auch daran gewöhnt, an Stelle von Wasser und Brot gekochte Nahrung zu sich zu nehmen. Die Fortschritte, die Kaspar machte, waren erstaunlich. Er muß ein geradezu phantastisch begabter Schüler gewesen sein. Innerhalb eines knappen Jahres brachte Daumer ihn so weit, daß er fließend reden und schreiben konnte. Und allmählich, ganz vorsichtig, versuchte Daumer zu erfahren, was Kaspar in den dunklen Jahren seiner Kindheit erlebt hatte.

Man kann es Daumer nicht verübeln, daß er die fabelhaften Fortschritte seines Schülers nicht für sich behielt. Nicht nur dem Ritter von Feuerbach, der sich regelmäßig nach Hauser erkundigte, sondern auch seinen Freunden und Bekannten berichtete Daumer, daß er dem großen Rätsel der Herkunft Kaspar Hausers auf der Spur sei. Und eben dies sollte Kaspar zum Verhängnis werden.

Immer noch war der ›Findling von Nürnberg‹ in aller Munde. Die Schrift Bürgermeister Binders mit dem Titel ›Bekanntmachung eines in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen und gänzlich verwahrlosten, dann aber ausgesetzten jungen Menschen betreffend. Vom Magistrat der königlich bayrischen Stadt Nürnberg‹ war bereits in ganz Deutschland verbreitet. Im Kaspar-Hauser-Museum in Ansbach und in den Staatsarchiven von Nürnberg gibt es sieben weitere Schriften über den rätselhaften Findling, aus dem Jahre 1828 und im Sommer des Jahres 1829 erschienen fünf andere Pamphlete —, darunter eines des Gymnasial-Professors Daumer und der erste aufwühlende Bericht des Ritters von Feuerbach.

Feuerbach war der erste, der offiziell auszusprechen wagte, was man im Volk schon lange tuschelte: daß Hauser aus vornehmer Familie stammen müsse und daß hochstehende Kreise ein ungeheures Verbrechen an einer Menschenseele verübt hatten...

Kurze Zeit darauf wurde der Versuch gemacht, Kaspar zu ermorden.

Es war der 17. Oktober 1829. Kaspar Hauser lebte seit beinahe anderthalb Jahren unter Menschen und seit eineinviertel Jahren im Hause Daumers. Es war am Vormittag gegen



So sahen die Nürnberger ›ihren Findling‹, wenn sie ihn im Gefängnis besuchten: am liebsten spielte er mit Holzpferdchen. Sein Wärter Hiltel (oben), der ihn die ersten 6 Wochen betreute, wurde Kronzeuge der Hauser-Geschichte.

elf Uhr an jenem 17. Oktober. Professor Daumer arbeitete außerhalb des Hauses, aber seine Mutter und seine Schwester waren daheim in der Küche beschäftigt. Plötzlich bemerkten Mutter und Schwester Daumers, wie still es im Haus war. Sie riefen nach Kaspar. Sie bekamen keine Antwort. Sie wurden unruhig. Die Schwester lief durch das ganze Haus, um Kaspar zu suchen, über die vielen Treppen und Korridore und durch die Zimmer. Plötzlich schrie sie auf. Auf der kleinen Hintertreppe zum Keller lag Kaspar bewegungslos, in einer Blutlache.

Der Arzt, den die Schwester sofort holte, stellte fest, daß Kaspar lebte, aber daß er eine schwere Verwundung an der Stirn hatte, höchstwahrscheinlich war sie ihm mit einem Rasiermesser beigebracht worden. Sie verlief knapp oberhalb der Augen, waagerecht über die Stirn und ging tief bis auf die Knochenhaut.

Daumer, der geholt worden war, seine Schwester und der Arzt brachten den Bewußtlosen ins Bett. Der Arzt hatte die Blutung gestillt und die Wunde verbunden, aber Kaspar hatte hohes Fieber, das bald zum Delirium führte. Er begann im Bett zu toben, so daß mehrere Leute ihn festhalten mußten.

Es dauerte 22 Tage, bis die Wunde geheilt und das Fieber zurückgegangen war. Erst dann konnte Kaspar erzählen, was an jenem Tag geschehen war:

»Ich hatte in den Garten heruntergehen wollen. Auf der Treppe sah ich plötzlich, wie ein Mann in schwarzem Rock aus dem naheliegenden Holzschuppen auf mich zukam. Der Mann war hochgewachsen, trug städtische Kleidung und hielt ein schwarzes Tuch vor sein Gesicht. Ohne ein Wort zu sprechen, war er auf mich zugestürzt und hieb mit einem Messer auf mich ein. Ich stürzte irrsinnig vor Schmerz die Treppe herauf und wollte in mein Zimmer, aber da mir das Blut über die Augen lief, rannte ich gegen einen Schrank, kehrte um und lief die Treppe zum Keller hinunter. Dort habe ich die Besinnung verloren.«

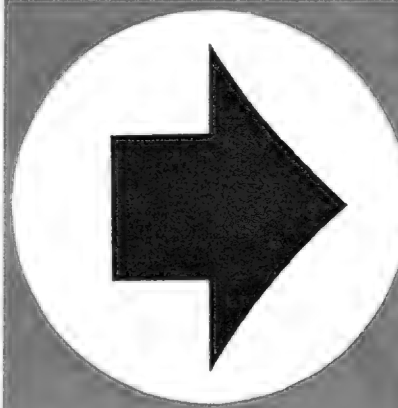
Die Polizei alarmierte sofort die ganze Stadt, Hunderte von Bürgern wurden ausgefragt, ob sie einen hochgewachsenen Fremden in schwarzer Kleidung gesehen hätten. Aber man erfuhr nur, daß ein Unbekannter sich an einem Brunnen unweit der Wohnung Daumers die Hände gewaschen hatte. Fieberhaft suchte man nach dem Unbekannten, aber er war und blieb verschwunden.

Erst viele Jahre später ahnte man, wer er gewesen war und in wessen Auftrag er gehandelt hatte...

In jenen friedlichen Tagen war ein Attentat mitten in der Stadt und am hellichten Tage eine unerhörte Begebenheit. Die Polizisten, die Kaspar Hauser nach seiner Genesung verhörten, kamen zu dem richtigen Schluß, daß man nur aus der Vergangenheit Kaspars über die Ursache des Attentats — und damit die Identität des Täters — etwas erfahren könnte. Die Polizisten waren nicht so rücksichtsvoll wie der Gymnasial-Professor Daumer. Sie ließen nicht locker, bis sie von Kaspar Hauser selbst die ganze Geschichte seiner Kindheit erfuhren.

Er habe in einem dunklen Keller gesessen, sagte Kaspar in den Vernehmungen, der so klein und niedrig war, daß er nicht aufrecht darin stehen und daß er beide Wände mit seinen ausgestreckten Armen berühren konnte. Geschlafen habe er auf einer Schütte Stroh. Er hatte sich kaum bewegen können, denn hinten am Hosenbund war eine kurze Kette, die an der Mauer befestigt war. Sein einziges Spielzeug waren zwei Pferde aus Holz, ein größeres und ein kleineres. Täglich wurden Brot und Wasser in den Keller gebracht, aber das geschah, während er schlief, er wußte nicht, wer es brachte.

Im nächsten Heft: Die Jahre im Kerker. Ein mysteriöser Lord taucht auf. Kaspar Hauser erhält eine Leibwache



Jede ***Kristall*** -Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Krieg zwischen England und Frankreich

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Geschichte der Menschheit

Seit 1954 lebe ich im Südpazifik als medizinischer Berater der Weltgesundheitsorganisation auf den Salomoninseln. Ich bekomme KRISTALL regelmäßig von zu Hause nachgeschickt, und es ist jedesmal ein Fest, wenn die neuen Nummern eintreffen. Vor allem lese ich die ›Geschichte der Menschheit‹, die auch bei den Ausländern auf großes Interesse stößt. Deshalb sollten Sie diese Serie in mehreren Fremdsprachen herausbringen.

Dr. Friedrich TROSS, Honiara, British Solomon Islands

Die heilige Klara Skifi von Assisi, von der KRISTALL in Nr. 5 berichtet, ist jetzt von Papst Pius XII. zur Schutzheiligen des Fernsehens erklärt worden. Die Legende berichtet, sie habe am Heiligabend 1252, als sie todkrank zu Bett lag, die Mitternachtsmesse in der zwei Meilen entfernten St.-Franziskus-Basilika gesehen und vernommen.

Irmg. HECHT, Konstanz/Bodensee

Das Kastell Fiorentino, in dem Friedrich II. in den Armen seines Sohnes Manfred starb, wurde auf Betreiben des Papstes von den Anjous zerstört. Nur noch Mauerreste erinnerten an den Staufenkaiser.

Hermann RITTER, Kassel

Nicht nur Alarichs Name ist mit dem des Ortes Cosenza verbunden. Auch Heinrich, der älteste Sohn Friedrichs II., gehört hierher. Seine Gebeine wurden in der von seinem Vater eingeweihten Kathedrale von Cosenza beigesetzt.

Wolfgang BRANDT, Freiburg

Eines kann ich nie überblättern; immer bleibe ich hängen und lese es Zeile für Zeile: Die ›Geschichte der Menschheit‹. Da merkt man, was man inzwischen alles vergessen hat. Das ist KRISTALLS beste Geschichte!

Ottokar KUNTZE, Mannheim

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL — 1274 - 1315 nach Christus — Nr. 26 · Seite 101

Auf Sizilien alle Franzosen niedergemacht

Von unserem Berichterstatter

Palermo, im April 1282

Die Sizilianer sind frei! Ein blutiger Volksaufstand hat der Herrschaft der Franzosen unter Karl von Anjou, der vor 14 Jahren den eigentlichen Herrn der Insel, den Hohenstaufen Konradin, wie einen Verbrecher hatte hinrichten lassen, ein jähes Ende bereitet. Es heißt, daß die Sizilianer etwa 10 000 Franzosen niedergemacht haben.

Tod den Franzosen! Mit diesem Ruf hatte sich der völlig unerwartete Volksaufstand über die ganze Insel verbreitet. Zuerst erscholl er am 31. März bei einem Volksfest vor der Stadt Palermo. Unter die Feiernden hatten sich auch französische Soldaten gemischt. Als es dabei zu Streiterein kam, sollten die Sizilianer nach Waffen durchsucht werden. Aber da wurden die Franzosen von der wütenden Menge angegriffen und mit Steinen beworfen.

Der Aufstand griff sofort auf die Stadt selber über. Und wie bei einer sorgfältig vorbereiteten Verschwörung war schon am nächsten Tag die ganze Insel ein einziger Vulkan. Überall wurden die Franzosen überfallen, gefangen, mißhandelt und schließlich getötet.

Marco Polo nach 24 Jahren vom Hof zu Peking zurück



Neujahrsfest in Peking: Vor dem Großkhan ziehen Tausende von Elefanten vorüber. — Siehe den Bericht von Marco Polo auf Seite 3

Aufsehenerregende Reiseberichte

Von unserem Sonderberichterstatter

Venedig, 1295

Nach 24jähriger Abwesenheit sind jetzt die Weltreisenden Marco Polo, sein Vater Nicolo und sein Onkel Maffeo Polo nach Venedig zurückgekehrt. Fast 20 Jahre haben die drei Venezianer am Hof des Großkhans Kublai in Peking gelebt. An dem jungen Marco hatte Kublai so großen Gefallen gefunden, daß er ihn zu seinem Privatsekretär und zum Provinzgouverneur machte. Als die Polos heimkehrten, wurden sie von ihren Angehörigen zunächst gar nicht wiedererkannt. Denn sie sprachen ihre Muttersprache mit fremdem Akzent. Bevor sie Peking verließen, haben sie alles, was sie dort erworben hatten, in Diamanten umgetauscht, die sie jetzt, in ihre Kleider eingenäht, mit nach Hause brachten. In Peking sind sie sehr reich geworden.

Als Staatsbeamter hat Marco Polo im Auftrag des Großkhans weite Reisen durch das mongolische Weltreich gemacht. Er ist 30 000 Meilen gereist, davon ein Drittel auf bisher von Europäern noch niemals betretenen Pfaden. In ersten Interviews gab Marco Polo höchst eindrucksvolle Schilderungen seiner Erlebnisse. Dabei vermittelte er auch einige Einblicke in das chinesische Wirtschaftsleben, wobei er zum Beispiel das Papiergeld erwähnte, das der Großkhan dort in Umlauf gebracht hat.

Die venezianischen Kaufleute erzählen von unglaublichem Luxus, in dem die Reichen jener fernen Länder leben, von fremden Sitten, von großen Städten mit ungeheuer vielen Menschen, von phantastischen Palästen, von Eisbären, von den Inseln der Südsee und ihren Bewohnern und sogar von Menschenfressern.

In Peking, der Residenz des Großkhans, ist eine große Sternwarte. Von dort aus beobachten die Astrologen den Gang der Gestirne. In Peking gibt es etwa — wie Marco Polo erzählt — fünftausend Astrologen. Aus dem Stand der Sterne erkennen sie den Verlauf des Wetters und sagen voraus, was sich in naher Zukunft ereignen wird.

Maffeo und Nicolo Polo waren schon früher einmal in Peking gewesen. Ihre zweite Reise, auf die sie Marco Polo mitnahmen, traten sie 1271 an. Die Polos waren übrigens nicht die ersten Europäer, die nach Peking kamen. Vor ihnen waren Wilhelm von Rubruk, im Auftrage Ludwigs IX. von Frankreich, und Piano Carpini als Gesandter Innozenz' IV. dort gewesen. Rubruk berichtete bei seiner Rückkehr, daß er in der Nähe des Alatau-Gebirges von Deutschen gehört habe, die von den Mongolen dorthin verschleppt waren und dort Gold graben mußten.

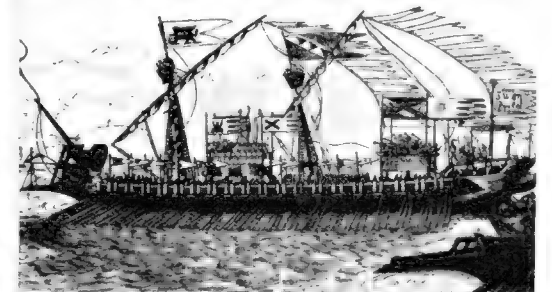
Im Kerker schrieb Marco sein Buch

Von unserem Berichterstatter

Venedig, 1299

Nach einer längeren Gefangenschaft in Genua ist der bekannte Kaufmann und Reisende Marco Polo nach Venedig heimgekehrt. Während seiner Haft hat er dem Pisaner Schriftsteller Rusticiano die Erlebnisse seines Aufenthalts in Peking und seiner Reise durch den Fernen Osten diktiert. Aus dieser ausführlichen Niederschrift drucken wir auf der dritten Seite unserer Ausgabe ein Kapitel ab.

Kurze Zeit nach der Rückkehr der Polos aus Peking war es vor der Insel Curzola an der dalmatinischen Küste zu einer Seeschlacht zwischen den Venezianern und den Genuesen gekommen. Eine der neunzig venezianischen Galeeren stand unter dem Befehl Marco Polos. Die Venezianer wurden geschlagen. Marco Polo wurde verwundet und geriet in Gefangenschaft.



Die Galeere Marco Polos im Einsatz

König Rudolf von Habsburg †

Mit dem Sieg über Ottokar von Böhmen schuf er seine Hausmacht

Von unserem Berichterstatter

Speyer, 15. Juli 1291

Im Alter von 73 Jahren ist heute in Speyer König Rudolf von Habsburg gestorben. Sein Ziel, das deutsche Kaisertum noch einmal zu erneuern, hat der Habsburger nicht erreicht. Vor drei Jahren hatte er einen Romzug angekündigt. Aber der Papst wollte nichts davon hören. So starb Rudolf als König.

Vor 18 Jahren hatten die deutschen Kurfürsten Rudolf zum König gewählt. Sie wollten einen schwachen König, der ihnen nicht gefährlich werden konnte. Aber in Rudolf hatten sie sich getäuscht. Dieser kluge und in die Zukunft blickende Diplomat hat sich rasch durchgesetzt. Während seiner Regierungszeit hat er seinem Hause die Herzogtümer Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain erworben.

Diese ungeheure Stärkung seiner Hausmacht ist eine Folge seines Sieges über König Ottokar von Böhmen. Der mächtige Böhme, der selber mit der deutschen Königskrone geliebäugelt hatte, wollte den Habsburger nicht anerkennen. Er weigerte sich, seine Besitzungen von Rudolf zu Lehen zu nehmen. Da wurde über ihn die Reichsacht verhängt. Als Ottokar schließlich doch nachgab, wurde er von seiner ungarischen Gemahlin verspottet. In seiner Wut ließ Ottokar sich hinreißen, alle Verträge, die er eben mit dem Habsburger eingegangen war, für null und nichtig zu erklären. Im Juni 1278 ging er sogar mit Waffengewalt gegen den Habsburger vor.

Am 26. August 1278 kam es auf dem Marchfeld in Österreich zur Entscheidungsschlacht. Ottokar hatte seine Truppen — zahlenmäßig dem Heer des Habsburgers stark überlegen — in einem weiten Bogen aufgestellt, um den Gegner zu erdrücken. Trotzdem erlitt der Böhme eine vollständige Niederlage. Ottokar selber ist in jener Schlacht gefallen. Es heißt, er habe den Tod gesucht, als er sah, daß alles verloren war. Weil der Papst über ihn den Bann ausgesprochen hatte, wurde Ottokars Leiche als die eines Feindes der Kirche behandelt.

Mit diesem Sieg legte Rudolf den Grund für seine Königsmacht. Er stärkte seine Hausmacht und wurde damit zu einem der stärksten Landesherrn in Deutschland.



Rudolf von Habsburg

Dieser Weg über die Hausmachtpolitik ist die einzige Möglichkeit, die einem deutschen König heute noch verblieben ist. — In den nächsten Jahren hat Rudolf in ganz Deutschland Sicherheit und Ordnung wiederhergestellt. Im Kampf gegen das Raubrittertum halfen ihm die großen Reichsstädte. Zusammen mit den Erfurter Bürgern hat er sechzig Raubburgen zerstört. Weil Rudolf nach der schrecklichen, der kaiserlosen Zeit, Recht und Reichsgewalt wieder zu Ansehen gebracht hat, wird er unvergessen bleiben.

An unsere Leser

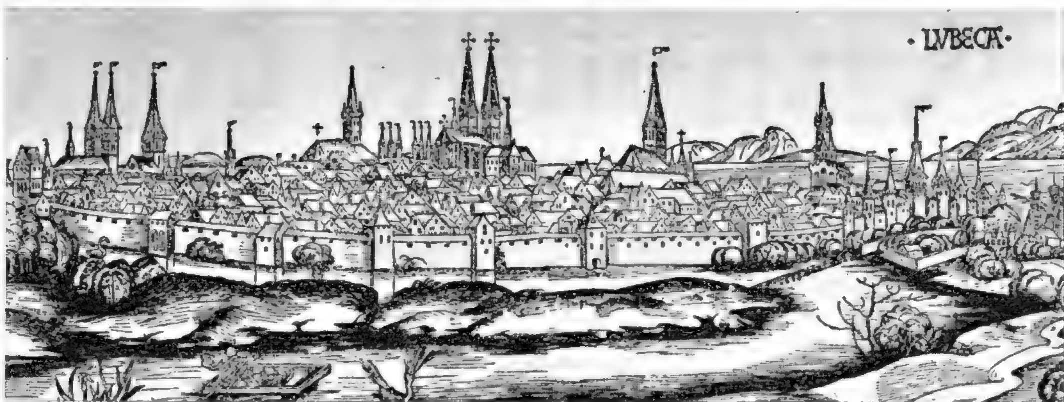
Die Grenzen gesprengt

Unsere Welt wird größer. Die engen Grenzen Europas sind gesprengt. Das gilt für das Geographische ebenso wie für das Geistige. Einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hat das Reisen. Daß der Westen jetzt durch die Polos zum erstenmal genaue Einzelheiten über den Fernen Osten, über China und die Mongolen, über Japan und Korea erfuhr, das ist mehr als abenteuerliche Unterhaltung; das ist eine Begegnung mit bisher fast unbekannten Völkern, wodurch sich die Akzente unseres Lebens vielleicht verschieben werden.

Aus solchen Begegnungen, wie wir sie mit dem Vorderen Orient schon vom ersten Kreuzzug an haben, folgt nicht nur eine Belebung des Handels. Denn nicht daß wir jetzt Zitronen und wertvolle Teppiche kaufen können, ist entscheidend — entscheidend ist die Erkenntnis, daß auch nichtchristliche Völker zu hoher Kultur fähig sind. Noch immer leben wir ja in den Vorstellungen des heiligen Augustinus. Danach ist die Welt in ein Reich Gottes und in ein Reich des Teufels gespalten. Wir Christen — und vielleicht haben wir dabei Augustinus zu bequem ausgelegt — verstanden unsere christliche Welt einfach als das Reich Gottes.

Mit solchen Vorstellungen machten unsere Ritter die Kreuzzüge ins Heilige Land. Aber dann mußten sie feststellen, daß auch jene Ungläubigen Menschen sind. Und so kam es, daß zum Beispiel die Tempelherren, also Ritter eines Ordens, der zum Kampf gegen die Ungläubigen gegründet worden war, vom Leben und Denken eben dieser Ungläubigen manches übernahmen. Jetzt wurde der Orden der Tempelherren aufgelöst, und viele Tempelherren wurden als Ketzer verbrannt.

In Wahrheit läßt sich die Entwicklung nicht aufhalten. Einmal werden wir, ob wir nun wollen oder nicht, jene anderen Völker anerkennen und respektieren müssen. Das bedeutet nichts anderes, als daß wir sie — indem wir uns von neuem ›orientieren‹ — in unser Leben einbeziehen. Dadurch wird unsere Welt größer und weiter werden.



Lübeck, vor etwa 150 Jahren als Handelsstadt angelegt, ist heute die führende Stadt des Nordens

Konjunktur für Kaufleute

Hansestädte werden reich und mächtig und bilden einen Bund

Von unserem Berichterstatter

Lübeck, 1299

Die Gotländer Genossenschaft, jene Gemeinschaft von Kaufleuten, die im vergangenen Jahrhundert von den Ostseefahrern auf der schwedischen Insel Gotland gegründet worden war, wurde jetzt aufgelöst. Ihre Aufgabe, die Kaufleute zu schützen und Handelsbeziehungen herzustellen, haben die Städte selbst übernommen, an ihrer Spitze die freie Reichsstadt Lübeck.

Für die Kaufleute — und zwar nicht nur für die Lübecker, sondern ebenso für die der andern Ostseestädte und für die Kaufleute aus Flandern — besteht zur Zeit eine äußerst günstige Konjunktur. Einer ihrer Gründe ist das seit der Mitte dieses Jahrhunderts sehr starke Anwachsen der Bevölkerung, wodurch die Nachfrage nach fast allen Waren sehr viel größer geworden ist.

Die hansischen Kaufleute bringen mit ihren seetüchtigen Koggen Wolle aus England nach Flandern, und als Rückfracht werden die in Flandern gearbeiteten Tuche eingeschifft. Aus Norwegen wird der Stockfisch, aus Dänemark der Hering geholt; Schweden liefert Erze, Mecklenburg und Pommern liefern Getreide. Vom Rhein kommen Metallfabrikate und Weine. Lüneburg wird mit seinem Salzhandel reich und Hamburg mit seinem Bier.

Da der Handel an Bedeutung immer mehr zunimmt und die Kaufleute heute in vielen Städten die wohlhabendste Schicht bilden, werden schon sehr viele Städte von Kaufleuten regiert. Das heißt, daß auch die Bürgermeister selber meist Kaufleute sind. Und das heißt weiter, daß es heute eigentlich die Städte sind, die den Handel treiben. So sind die einzelnen Kaufmannshansen, die von Kaufleuten geschlossenen Gemeinschaften, allmählich zu städtischen Hansen geworden.

Fast alle Hansestädte wurden durch ihren Handel nicht nur reich, sondern auch mächtig. Die meisten haben sich von ihren Landesherren längst frei gemacht. In Hansestädten regieren nicht mehr Herzöge, Bischöfe, Fürsten, sondern die Bürger selber.

Auch dem Ausland gegenüber treten die Hansestädte nahezu völlig frei und selbständig auf. Dabei unterstützen sie sich gegenseitig, und sie wachsen immer mehr zu einem festen Bund zusammen. Dieses Gemeinschaftsbewußtsein ist es, das dem Handel der Hansestädte einen so großen Erfolg verschafft.


Die hochbordigen, rundgebauten Segelschiffe, die Koggen, der Hanse-Kaufleute sind sehr seetüchtig und haben viel Laderaum zur Verfügung

Was man wissen muß

Der Perser Al Schirasi hat eine Erklärung zur Entstehung des Regenbogens gegeben: Er sagt, daß der Regenbogen durch zweimalige Brechung und einmalige Zurückwerfung des Sonnenlichtes in den Wassertröpfchen der Wolken entsteht.

* * *

Papier wird neuerdings auch in Italien hergestellt.

* * *

Nanking hat über 800 000 Einwohner und ist damit die größte Stadt Chinas.

* * *

König Alfons der Weise von Kastilien hat ein Schachbuch geschrieben.

* * *

»Der trojanische Krieg« heißt ein Epos des Dichters Konrad von Würzburg; es hat 40 000 Verse.

* * *

Spielkarten finden jetzt immer weitere Verbreitung. Sie kommen aus dem Orient und wurden von den Kreuzfahrern nach Europa gebracht.

* * *

In west- und süddeutschen Städten werden mehrstöckige Steinwohnhäuser gebaut.

* * *

Auch für Wohnhäuser werden Glasfenster verwendet. Doch sind sie noch so teuer, daß nur Wohlhabende sie sich leisten können.

* * *

In Italien und Frankreich werden Handschriften zu Studienzwecken unter Aufsicht der Universitäten verliehen.

* * *

Die Berliner haben ihre Stadt mit einer Mauer umgeben.

Ausweisung der Juden

König Philipp der Schöne will seine Kasse füllen

Von unserem Berichterstatter

Paris, 1306

König Philipp IV., der Schöne, der seit 1285 die Geschicke Frankreichs leitet, hat Befehl gegeben, 100 000 Juden aus Frankreich zu vertreiben. Die Gründe für dieses rücksichtslose Vorgehen sind rein fiskalischer Art: Philipp will seine Staatskasse auffüllen. Er konfisziert das Vermögen der Juden und weist sie dann aus.

Was hier in Frankreich passiert, das war vor ein paar Jahren von den Engländern vorexerziert worden. Im Jahre 1290 wurden alle Juden aus England ausgewiesen. Auch in England ging es damals um finanzielle Dinge. Als Ungläubigen ist es den Juden nicht verboten (wie hingegen den Christen), gegen Zinsen Geld zu verleihen. In den letzten Jahrzehnten sind nun die meisten Juden als Geldverleiher sehr reich geworden. Durch die hohen Steuern, die den Völkern infolge der kostspieligen Kreuzzüge auferlegt wurden, sind viele Menschen verarmt, während die Juden, die oft mehr als 50% Zinsen im Jahr fordern, immer reicher wurden. Deswegen wurden sie immer unbeliebter, und schon häufig ist es zu Judenverfolgungen gekommen.



Europa sprengt seine Fesseln

Aufstand in Venedig

Vor 13 Jahren wurde der ›Große Rat‹ geschlossen

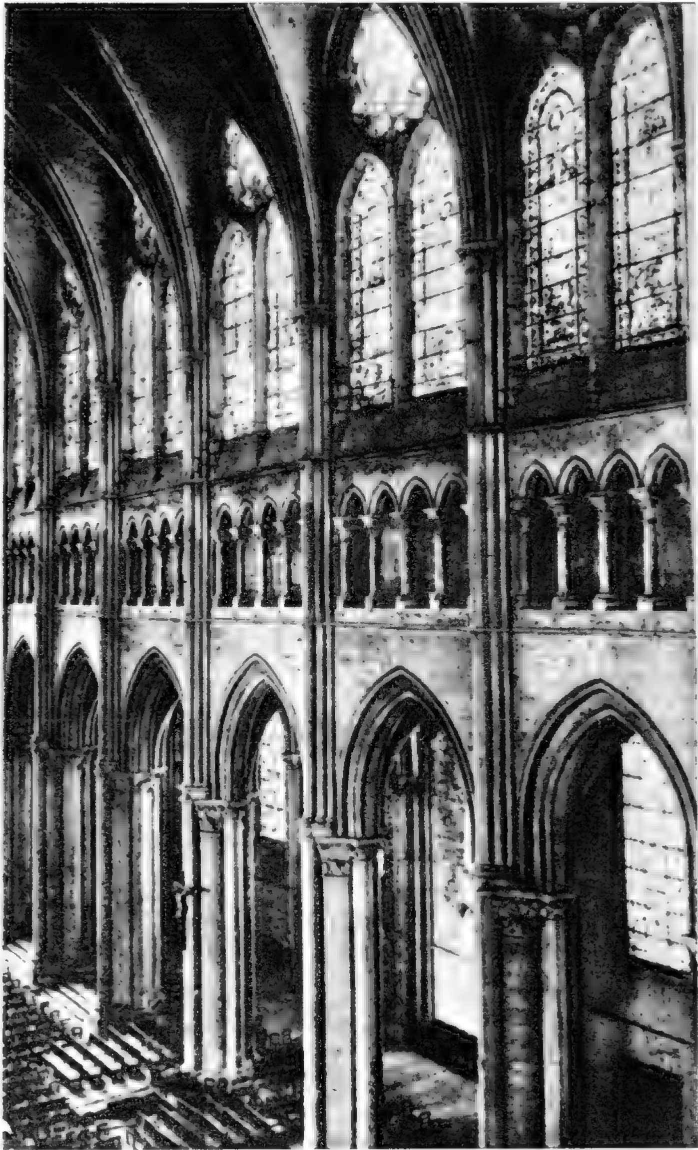
Von unserem Berichterstatter

Juni, 1310

In Venedig wurde vor wenigen Tagen ein bewaffneter Aufstand blutig niedergeschlagen. Tiepolo und Querini, beide Angehörige bekannter venezianischer Adelsfamilien, hatten gemeinsam mit verbündeten Handelsherren offen gegen das herrschende Regierungssystem revoltiert. Sinn und Zweck ihres Aufstandes war die Sprengung der herrschenden Patrizierkaste, die seit dreizehn Jahren die Regierung ausübt und den gesamten Handel kontrolliert.

Im Jahre 1297 hatte nämlich der Doge Pietro Gradenigo den Großen Rat geschlossen und ihn auf die Mitglieder beschränkt, die im Goldenen Buch des rialtinischen Adels eingetragen waren. Komplizierte Bestimmungen sorgten gleichzeitig dafür, daß die Macht in ihren Händen blieb und keine neuen Mitglieder aufgenommen wurden.

Venedig gehört heute zu den mächtigsten italienischen Städten. Seinen Aufstieg verdankt es vor allem einer rücksichtslosen Handelspolitik. Lediglich Florenz ist gegenwärtig für Venedig eine ernst zu nehmende Konkurrenz. Handel und Gewerbe blühen hier wie nie zuvor. Vor allem im Bankwesen steht Florenz an führender Stelle. Viele ausländische Herrscher haben bei florentinischen Bankiers Anleihen aufgenommen. Damit haben die Florentiner auch manche politischen Vorteile verbinden können.



Die großartige Kathedrale von Chartres ist ein Hauptwerk der französischen Hochgotik. Sie wurde vor wenigen Jahren fertig

Dantes große Liebe zu Beatrice

Der Dichter wurde von den Florentinern in Abwesenheit zum Tode verurteilt

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Florenz 1302

In Florenz wurde der Dichter Dante Alighieri in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Dante, der bereits im vergangenen Jahr von der streng päpstlichen Partei, den schwarzen Guelfen, aus Florenz verbannt worden war, gehörte noch vor zwei Jahren der florentinischen Regierung an. Er war immer ein Gegner der päpstlichen Partei. Seine Heimatstadt Florenz hatte er schon gleich nach dem Verbannungsurteil verlassen. Wo der Dichter sich zur Zeit aufhält, ist nicht bekannt.

Der heute etwa 37jährige Dichter entstammt einer alten florentinischen Bürgerfamilie. Er erhielt eine sorgfältige Ausbildung in Poesie, Philosophie, Musik und in den klassischen Fächern.

Wie viele gebildete Italiener so hatte auch Dante den Ehrgeiz, auf dem Felde der Politik Ruhm zu ernten. Er war bereits auf dem besten Wege, sich unter den führenden Männern von Florenz eine einflußreiche Stellung zu erobern, als die Wechselfälle der Parteikämpfe, in deren Bann Florenz ebenso wie alle anderen norditalienischen Städte geraten ist, seinen Sturz und seine Verbannung bewirkten. Damit scheint seine politische Laufbahn beendet zu sein. Dante selber soll allerdings die Hoffnung noch keineswegs aufgegeben haben. Wie es heißt, hofft er darauf, daß in absehbarer Zeit wieder ein deutscher König nach Rom kommen wird, der dann, zum Kaiser gekrönt, die päpstliche Partei wieder in ihre Schranken verweisen würde.

Als Dichter aber stand Dante unter einem günstigeren Stern. Berühmt wurde er mit seinem Büchlein ›Das neue Leben‹, das schon im Jahre 1295 vorlag. Es sind Gedichte mit verbindendem Prosatext; im Mittelpunkt steht Dantes Jugendliebe zu der Tochter des Folco Portinari. Von seinem neunten Jahre an erfüllte den jungen Dante eine reine Liebe zu jenem mit ihm etwa gleichaltrigen Mädchen, das er in seiner Dichtung Beatrice genannt hat. Von jenem Zeitpunkt an, da sie ihn zum erstenmal grüßte — Dante war inzwischen achtzehn Jahre alt geworden —, betrachtete er sein Leben als ein neues Leben. Er schreibt:

»... ihres Weges gehend, wandte sie ihre Augen nach der Richtung hin, wo ich schüchtern stand, und in ihrer unsagbaren Huld, grüßte sie mich so bedeutsam, daß es mir damals so war, als überschaute ich alle Grenzen der Glückseligkeit. ... Und da dies das erstemal war, daß ihre Worte zu meinem Ohre drangen, kam eine solche Wonne über mich, daß ich wie berauscht aus der Menschenmenge floh, mich an ein ungestörtes Plätzchen meines Zimmers zurückzog und mich den Gedanken an diese Holdeste hingab.«

Betrice heiratete den Bankherrn Simone di Bardi. Aber schon im Jahre 1290 starb sie. In einem Sonett klagte der Dichter den Tod an:

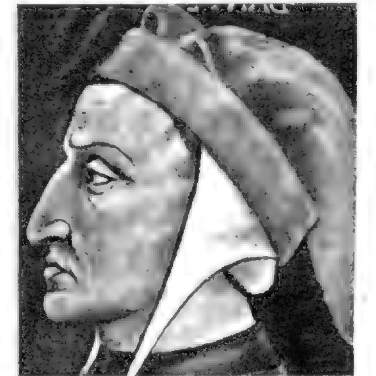
O arger Tod, du Gegner des Erbarmens, Urvater du des Leids, / du unentrinnbar Urteil, schwer bedrückend! / Seit Anlaß du zum Herzeleid geworden, daran ich ruhlos denke, / bemüht sich meine Zunge, dich zu schmähen.

Und da du keine Gnade üben magst, so ziemt es mir zu sagen, / wie boshaft du aus Bosheit dich vergehst, / nicht um dein Tun den Menschen zu verhehlen, nein, abzuschrecken jeden, / der in der Liebe Seelennahrung sucht.

Der Welt hast du entrissen feine Sitte / und Tugend, die man schätzt als Zier der Frauen. In froher Jugendblüte / hast du zerstört den anmutvollen Liebreiz.

Wer diese Frau war, will ich nur enthüllen / durch Eigenschaften, die von ihr bekannt sind: Wer nicht des Grußes würdig, / der hoffe nie, daß ihr Geleit ihm werde.

Aber der Dichter wächst schließlich über diese Klage hinaus. Er



Der Dichter Dante Alighieri

sieht es nun so, daß Gott diese Frau, die er einmal das ›große Heil‹ nennt, zu sich berufen hat. Und im Himmel vergeistigt sich Beatrice, deren Schönheit auf Erden die Menschen beglückt hatte, zum Licht der Liebe. Am Ende des Buches ist die Geliebte zu einer Heiligen geworden, und der Dichter verspricht — indem er auf größere Werke hinweist —, von dieser Heiligen nichts mehr zu sagen, bis er es in würdigerer Weise als jetzt zu tun vermöchte.

Neujahrsfest bei Kublai-Khan

Alle tragen weiße Kleider / Aus den Reisememoiren von MARCO POLO

Mit größter Spannung wird Marco Polos ausführlicher Bericht über seinen fast 21jährigen Aufenthalt im Fernen Osten überall erwartet. Wird doch mit diesen Memoiren, die Marco Polo während seiner Gefangenschaft in Genua niederschrieb, den Europäern zum erstenmal ein zusammenhängendes und autorisatives Bild des größten Reiches der Welt vermittelt. Aus seinem höchst interessanten Bericht drucken wir jenes Kapitel ab, in dem er beschreibt, wie am Hof des Großkhans in Peking das Neujahrsfest begangen wird.

Es ist allgemein bekannt, daß die Tataren den Anfang ihres Jahres vom Monat Februar an rechnen. Dabei ist es Brauch, daß der Großkhan und alle seine Untertanen weiße Gewänder anlegen, die nach ihrer Meinung von glücklicher Bedeutung sind. Und sie ziehen diese Kleider zu Beginn des Jahres in der Hoffnung an, daß ihnen in der Folgezeit nur Glück begegnen werde. An diesem Tage senden die Leute aus allen Provinzen und Königreichen des Khans wertvolle Geschenke aus Gold, Silber und köstlichen Steinen mit vielen Stücken weißen Tuches, das sie beifügen, damit Seine Majestät sich das ganze Jahr hindurch ununterbrochen des Glücks erfreuen und Schätze besitzen möge, die seinen Ausgaben gleichkommen.

Viele weiße Pferde

Aus demselben Grunde machen sich die Großen und die Fürsten des Reiches gegenseitig Geschenke in ihren Häusern mit weißen Gegenständen, sie umarmen sich und sagen mit freundlicher Miene: »Möge Glück dich das ganze Jahr begleiten und möge alles, was du unternimmst, nach Wunsch gedeihen!« Bei dieser Gelegenheit werden Seiner Majestät eine Menge weißer Pferde verehrt, und wenn sie nicht ganz weiß sind, so muß Weiß doch die vorherrschende Farbe sein. Weiße Pferde sind in diesem Lande nicht ungewöhnlich.

Es ist weiter Brauch, daß, wenn man dem Großkhan Geschenke macht, diese in der Zahl neun mal neun gegeben werden. So sind zum Beispiel, wenn eine Provinz ein Geschenk von Pferden sendet, in dem Zug immer neun mal neun oder einundachtzig Köpfe. Entsprechend werden auch neunmal neun Stücke in Gold oder Tuch geschenkt. Auf diese Weise er-



Freund des Khans: Marco Polo

hält der Großkhan am Neujahrstag nicht weniger als hunderttausend Pferde.

An diesem Tage geschieht es auch, daß alle seine Elefanten, deren Zahl sich auf fünftausend beläuft, in Prozession aufgeführt werden, behängt mit Decken von Tuch, die wunderbar und prächtig mit goldenen Tier- und Vogelgestalten verziert sind. Jeder Elefant trägt auf seinem Rücken zwei Schreine, die mit goldenen und silbernen Gefäßen und anderem Geschirr, das am Hofe gebraucht wird, gefüllt sind. Dann folgt ein Zug von Kamelen, die in gleicher Weise mit Prunkstücken, die zum Hofstaat gehören, beladen sind. In langer Prozession zieht der Zug an Seiner Majestät vorüber.

Sie werfen sich nieder

Am Morgen des Festtages, bevor die Tafeln aufgestellt sind, ziehen alle Fürsten, der ganze Adel in seinen verschiedenen Rangklassen, die Ritter, Astrologen, Ärzte und Falkner und viele andere, die ein öffentliches Amt bekleiden, mit den Hauptleuten der Armee, den Landpflegern und Amtsleuten feierlich in der großen Halle vor dem Großkhan auf. Dann ruft ein Großprälat oder Obermarschall: »Bückt euch und betet an!« worauf sie alle sich neigen und ihr Antlitz zur Erde schlagen. Darauf ruft der Prälat: »Gott segne unsern Großkhan und erhalte ihn lange in der Freude des Glücks!« Darauf antworten alle: »Gott erhalte den Großkhan!« Dann werfen sie sich viermal nieder, und der Prälat geht zu einem Altar. Dort ist ein Rauchfaß, in dem Spezereien angezündet sind. Damit beräuchert der Prälat den Altar und dann die Tafel, an der anschließend gegessen wird. Nach dem Festessen treten Spielleute und Komödianten auf. Und ein Löwe wird Seiner Majestät vorgeführt, der so zahm ist, daß er den Großkhan erkennt und zu ihm geht.



Dantes Heimatstadt Florenz, aus der der Dichter verbannt wurde

Bacon und die Alchimie

Englands großer Naturwissenschaftler ist tot

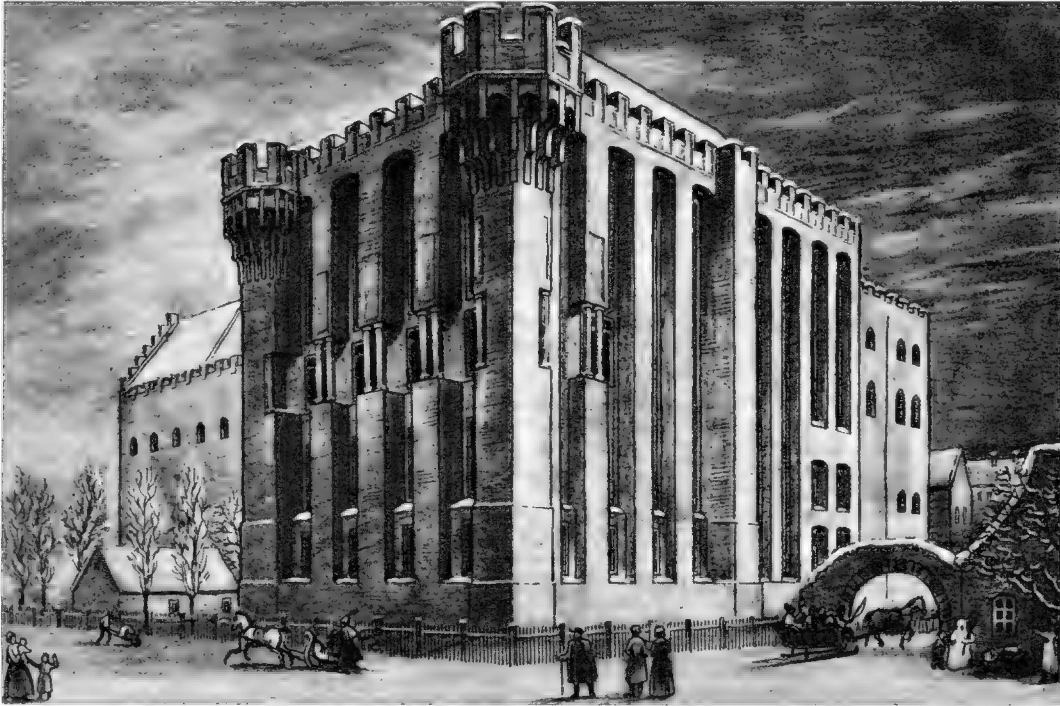
Von unserem Berichterstatter

Oxford, England, 1292

Roger Bacon, weithin berühmt als Doctor Admirabilis, ist in Oxford im Alter von 78 Jahren gestorben.

Der Franziskanermönch studierte in Oxford und Paris. Als Mann von weitverzweigter Gelehrsamkeit, der die meisten Interessengebiete seiner Zeit beherrschte, widmete Bacon sich vor allem der Alchimie und Optik. Er legte großen Wert auf Beobachtung und Experiment in der wissenschaftlichen Wahrheitssuche. Die Alchimie definierte er als Wissenschaft ›von der Zeugung der Dinge aus den Elementen‹. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Optik, bei denen er arabische Abhandlungen zu Rate ziehen konnte, sind mit Recht berühmt.

Er liebte es, Prophezeiungen anzustellen über die Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Er stellte zum Teil kuriose Behauptungen auf; so kündigte er die Erfindung mechanisch betriebener Schiffe und Flugapparate an. Er kannte eine Formel für die Herstellung von Schießpulver. Im Auftrage des Papstes Clemens IV. schrieb er sein *Opus Majus*, ein umfassendes Werk über Grammatik, Logik, Mathematik, Physik und Philosophie. Seine fruchtbarsten und tätigsten Jahre hat er in Oxford verbracht.



Die Marienburg in Danzig ist seit dem Jahre 1309 Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens

Deutscher König wurde ermordet

Der Sohn Rudolfs von Habsburg hatte Streit mit seinem Neffen

Von unserem Berichterstatter

Winterthur, 1. Mai 1308

Der deutsche König Albrecht, Sohn Rudolfs von Habsburg, ist heute nachmittag von seinem Neffen Johann ermordet worden. Albrecht war vor zehn Jahren in Mainz von den Kurfürsten gewählt worden, nachdem diese den im Jahre 1292 gewählten Adolf von Nassau abgesetzt hatten. Der Mörder ist nach der Tat geflohen.

Sechzig Jahre alt war Albrecht, an dessen Herrschaft sich die Hoffnung auf eine Wiederherstellung eines starken deutschen Königtums knüpfte. Dieser tüchtige König, der den Fürsten allerdings schon zu stark geworden war, lebte mit seiner Gemahlin Elisabeth in einer sehr glücklichen Ehe, aus der 21 Kinder hervorgingen.

Sein Neffe Johann empörte sich gegen ihn, weil er ihm sein Erbe vorenthielt. Als der König jetzt in Winterthur bei einem Gastmahl an seine Umgebung Kränze verteilte, sagte Johann ihm, für ihn seien Blumenkränze nicht mehr das richtige; er sei alt genug, um endlich sein väterliches Erbe, nämlich Böhmen, das Albrecht nach dem Tode von Johanns Vater einbehalten hatte, zu übernehmen. Die freundliche Antwort, die der König dem Jüngling gab, reizte diesen nur noch mehr. Als der König am Nachmittag über die Reuß wollte — in seiner Begleitung war nur Johann und sein Freund —, erkannte Johann, daß dies die erwünschte Gelegenheit war. Er stieß seinem Onkel das Schwert in die Brust und entfloh. Der König war so ahnungslos, daß er, da er gar nicht erkannte, wer ihn da überfiel, den Neffen um Hilfe anrief.

Johann, der Mörder, ist der Sohn jenes Rudolf, der 1283 von der Regierung der österreichischen Herzogtümer zurücktreten mußte, weil die Stände keine Doppelherrschaft wünschten. Nach Rudolfs Tod beanspruchte sein Sohn Johann dessen ehemaligen Besitz.

Johann Parricida ist in Italien gestorben

Nachrichtendienst der G. d. M.

Rom, 1313

In Italien ist Johann, der Mörder König Albrechts, im Alter von 23 Jahren gestorben. Nach der Mordtat, die ihm den Namen Parricida, das heißt Vatermörder, einbrachte, war er nach Rom geflohen. Nur fünf Jahre hat er nach seiner Wahnsinnstat noch gelebt, zunächst als Mönch, der zu büßen und zu vergessen versuchte, und dann als Häftling. Mitschuldig an der Tat war Johanns Mutter, die den Knaben im Haß gegen König Albrecht erzogen hatte.

56 Tempelritter verbrannt

Grausames Drama vor Paris — Orden aufgelöst

Von unserem Berichterstatter

Paris, 1308

Ein grausames Drama spielte sich vor einem der Pariser Tore ab: Auf Betreiben König Philipps des Schönen von Frankreich wurden hier an einem Tage 56 Ritter des Tempelherrenordens bei lebendigem Leibe verbrannt. Sie waren der Ketzerei angeklagt und für schuldig befunden worden.

In Paris hatten die Templer ihren vornehmsten Sitz. Fast ein Drittel der Stadt gehörte ihnen. Aber auch im übrigen Frankreich haben sie viele Besitzungen. Wohl in der Hoffnung, sich ihre Reichtümer aneignen zu können, hat Philipp im Jahre 1307 alle Templer verhaften und wegen Ketzerei anklagen lassen. Auf der Folter bekannten viele Ritter sich schuldig, und der Orden wurde aufgelöst. Papst Bonifaz hat diesen rücksichtslosen Methoden des französischen Königs nicht zu widersprechen gewagt.

Neue Uhr in Paris

Von unserem Berichterstatter

Paris, 1299

Am königlichen Palast in Paris wurde eine Uhr angebracht. Vorbilder sind die berühmten Uhren von Westminster in London und von der Kathedrale in Canterbury. Es sind Wasseruhren: Wasser fließt oder tropft von einem Behälter in einen anderen. Mit dem Wasserspiegel sinkt, beziehungsweise steigt ein schwimmender Zeiger, der auf einer Skala die Stunde anzeigt.



Papst Clemens V. hat 1309 den Sitz der Kurie nach Avignon in Frankreich verlegt, weil in Rom die gegenpäpstliche Partei an die Macht gekommen ist. — Im Vordergrund Mitte: Das Papstschloß in Avignon.

Letzte Meldungen:

Heinrich VII. ist Kaiser Rache für Konradin?

Von unserem Sonderberichterstatter

Pisa, Italien, 1313

Heinrich VII., König von Deutschland und römischer Kaiser, hat in Pisa unter dem Jubel der Städter den König von Neapel, Robert von Anjou, für abgesetzt erklärt und in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Wird Konstantin, der letzte Hohenstaufe, der vor 45 Jahren von Karl von Anjou hingerichtet wurde, jetzt endlich gerächt? Robert von Anjou ist das Haupt der italienischen Guelfen. Alle Guelfen hat der Kaiser in die Acht erklärt.

Der im Jahre 1308 zum deutschen König gewählte Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg war von Italiens großem Dichter Dante Alighieri nach Italien gerufen worden: Er solle als Friedensstifter den Garten des Reiches wieder in Ordnung bringen. In Dante ist die Idee vom Kaisertum noch immer lebendig. In einem Brief an die Fürsten und Völker Italiens verkündete er Heinrichs Kommen als Beginn des goldenen Zeitalters. Aber auch viele italienische Städte sehnten den deutschen König herbei, damit der fast überall tobende Bürgerkrieg zwischen Guelfen und Ghibellinen endlich ein Ende fände. Auch der Papst hoffte auf den deutschen König, da die Kurie in Avignon, wo sie seit 1309 ist, zu sehr unter französischem Einfluß steht.

Als Heinrich 1310 nach Italien kam, stießen viele italienische Ritteraufgebote zu seinem Heer. Unter unbeschreiblichem Jubel wurde er in Mailand zum König der Lombarden gekrönt. Aber dann wendete sich das Blatt. Fast wäre der König in Norditalien das Opfer eines Mordanschlags geworden. Dann verging kostbare Zeit im Kampf gegen Cremona, Lodi und Brescia. Dabei fiel der Bruder des Königs, Walram. Und die Königin erlag in Genua einer Seuche.

Von Genua ging es zu Schiff nach Rom, wo Robert von Anjou sich im Bunde mit den Orsini der Engelsburg und des Vatikans bemächtigt hatte. Mit Gewalt bahnte Heinrich sich den Weg in die Ewige Stadt, und von den päpstlichen Legaten mußte er die Kaiserkrönung geradezu erzwingen.

Jetzt, nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Florenz, weilt Heinrich in dem kaisertreuen Pisa. Dort rüstet er sich für einen entscheidenden Feldzug gegen Robert von Anjou.

Vom Tod überrascht

Von unserem Berichterstatter

Pisa, 24. August 1313

Kaiser Heinrich VII. ist tot. Völlig überraschend ist der Luxemburger heute nach kurzer Krankheit in der Nähe von Siena, das er erobern wollte, gestorben. Sein Todestag ist der 44. Jahrestag der Unglücksschlacht von Tagliacozzo, in der Konradin geschlagen wurde, der letzte Hohenstaufe, dessen Tod Heinrich VII. rächen wollte.

Heinrichs plötzlicher Tod hat den Kampf in Italien entschieden. Robert von Anjou wird der Sieger sein. Mit Heinrich war das alte deutsche Kaisertum noch einmal ganz kurz wiederaufgelebt. Doch war das nur ein Nachspiel zu den großen Staufertagen.



Der Krönungsmantel der deutschen Kaiser: Im 12. Jahrhundert wurde er auf dem normannischen Sizilien hergestellt. Die Sizilianer sind berühmt wegen ihrer golddurchwirkten Stoffe und ihrer Seiden- und Goldstickerei. Diese Kunst übernahmen sie von den Arabern.

Sieg der Eidgenossenschaft

Bergbauern schlugen Habsburger Ritterheer

Von unserem Berichterstatter

Am Berge Morgarten, 15. XI. 1315

Die Bergbauern der Schweizer Eidgenossenschaft haben über die Habsburger einen gewaltigen Sieg errungen. Zwischen dem Ägerisee und dem Berge Morgarten haben sie ein von Herzog Leopold geführtes Ritterheer im Hohlweg überfallen und nahezu vernichtet.

Im Jahre 1291 hatten die drei Bauerngemeinden Uri, Schwyz und Unterwalden einen ewigen Bund gegen ›jeden fremden Richter‹ geschlossen. An jenen Schwur schließt sich die Erzählung von Wilhelm Tell, die heute schon weit verbreitet ist und immer mehr ausgeschmückt wird. Die Bergbauern wollten nichts weiter als ihre Reichsunmittelbarkeit verteidigen, die ihnen von Kaiser Friedrich II. verbrieft worden war und die die Habsburger in der kaiserlosen Zeit mißachtet hatten. Sie wollten einzig dem Kaiser, beziehungsweise dem Reich, untertan sein und nicht einem Landesherrn. Früher hatten sie den Habsburgern unterstanden, die dort Landesvögte eingesetzt hatten. Diesen alten Zustand hatten die Habsburger mehrmals wiederherzustellen versucht. Diesmal haben sie dabei eine entscheidende Niederlage einstecken müssen. Zur Zeit sind sie nicht in der Lage, sich dafür zu rächen, weil sie ihre ganze Kraft für den Kampf gegen Ludwig von Bayern brauchen.

Wie es kam, daß Grete wieder SCHLANK wurde



Es ist kein Geheimnis: Man sieht ihr an, daß sie 19 Pfund abgenommen hat

Ihre Freunde und ihre Familie wußten schon nicht mehr, was sie mit ihr anfangen sollten. So lachten sie einfach über jede neue Rundung ihrer Figur. Grete aber fand das gar nicht komisch.

Als sie noch ins Büro ging, war sie so schlank wie jedes andere Mädchen. Das kam nicht nur vom Sport oder Tanzen. Erst als sie an Süßigkeiten und Kuchen zuviel Gefallen fand, schlug das bei ihr an.

Als Grete dann heiratete, wurde es noch schlimmer. Es schmeckte alles zu gut. Sie nahm sich zwar sehr oft vor, etwas mehr diät zu leben. Aber sie überwand sich einfach nicht dazu.

Natürlich war es nicht richtig. Auch wenn sie sich keinen netteren Mann wünschen konnte. Sogar der Doktor sagte es ihr.

Eines Tages faßte sie dann den Entschluß. Und machte die Cocos-Schlankheits-Kur. Grete kam so auch wieder von ihrem Übergewicht herunter. Zuerst lachte ihr Mann. Und meinte, sie würde es doch nicht durchhalten. Aber dieses Mal war es Grete ernst. Und Cocos hat ihr wirklich gut geholfen.

Ihr Erfolg? Ein glücklicher Gatte. Nette Freunde, mit denen sie gemeinsam tanzen gehen. Und Selbst-Respekt. Weil sie jetzt auch dabei bleibt. Und auf ihr Gewicht achtet. Dazu all ihre Arbeit schafft und sich wieder wohl fühlt. Denn den überflüssigen Ballast ist sie ja los.

Einmal kam Gretes kleine Tochter an: ‚Mama, bei Oma gibt es Kuchen.' Natürlich lockte das. Aber sie hat lieber gedankt. Man muß sich eben einrichten. Und ihre schlanke Figur will sie sich jetzt für den Rest ihres Lebens erhalten.

Ja, so einfach wie in dieser Geschichte ist es heute, schlank zu werden und zu bleiben. Man muß sich nur erst einmal entschließen.

Kostenloser Versuch

Damit Sie selbst feststellen können, wie gut Cocos wirkt, geben wir Ihnen die einmalige Möglichkeit, erst eine ganze Packung zu probieren. So können Sie in aller Ruhe feststellen, wie gut Ihrem Befinden diese neuartige Schlankheits-Kur tut. Sie fühlen sich nicht nur leichter an Gewicht, sondern von Tag zu Tag auch wohler und glücklicher.

Nur ein kleines Cocos-Täfelchen vor jeder Mahlzeit verhindert, daß Ihr Körper neuen Ballast ansetzt. Auf diese Weise wird zugleich Ihr Appetit reguliert. Sie spüren jedoch nicht die geringsten Hunger-Schmerzen. Vielmehr brauchen Sie Ihre täglichen Eß-Gewohnheiten kaum zu ändern. So daß Ihr Körper ausreichend mit allen nötigen Vitaminen und Wirkstoffen versorgt bleibt, die so wichtig für eine gute Gesundheit sind.

Garantie: Kein Risiko!

Wie Sie sicher wissen, gibt es in Deutschland im Gegensatz zum Beispiel zu Amerika noch kein Gesetz, das genau die Angabe vorschreibt, welche Bestandteile in einem Mittel enthalten sein dürfen. Weil wir Ihnen jedoch nichts vormachen wollen, haben wir exakt jeden einzelnen Bestandteil auf der Packung angegeben, so daß Sie bei Cocos garantiert vor jeder Täuschung sicher sind.

Schmeckt gut – und wirkt nachhaltig

Weil ja viele Menschen berufstätig sind, können diese nicht jeden Tag eine Blechdose mit sich herumschleppen. Daran haben wir gedacht, als wir die Portions-Täfelchen machten. Man kann sie einfach in die Tasche stecken und überall mit hinnehmen, auch auf Reisen oder wenn man im Restaurant ist. Daß diese Täfelchen dabei noch so gut schmecken, macht ja die Kur so besonders angenehm.

Niemand sieht es Ihnen an, und keinem fällt es überhaupt auf, wenn Sie diese moderne Schlankheits-Kur machen. Alle merken es erst, wenn Sie wieder so schlank geworden sind, wie Sie es von Natur aus ja eigentlich immer waren.

Alles, was Sie tun müssen, ist einfach den Gutschein ausschneiden. Darauf erhalten Sie eine Kur-Packung mit 42 Cocos-Täfelchen. Sie können damit in Ruhe erst einmal einen Versuch machen und haben drei Wochen Zeit, bevor Sie sich entscheiden, ob Sie die Kur weitermachen und bezahlen wollen. Gefällt Ihnen der neue Weg zur schlanken Linie nicht, schicken Sie einfach den Rest der Packung zurück. Und der Versuch kostet Sie keinen Pfennig. Wollen Sie also schon in wenigen Wochen so schlank sein, daß Ihre beste Freundin Sie um Ihre schlanke Linie beneidet, so schreiben Sie einfach an:

Cocos, Abt. 448 JW, Hamburg 1, Postfach



Die neuen Cocos-Täfelchen wurden zuerst in Amerika entwickelt. Heute gibt es diese moderne Schlankheits-Kur nicht nur in Deutschland, sondern in 74 Ländern der Erde. Es gibt wohl keinen besseren Beweis, daß diese moderne Schlankheits-Kur wirklich mehr hält, als Sie selbst davon erwarten.

NEU CoCos TÄFELCHEN

GUTSCHEIN

Dieser Gutschein berechtigt Sie zur unverbindlichen Anforderung einer Original-3-Wochen-Kurpackung auf Probe.

- O **Cocos-Täfelchen Kurpackung im Wert von 14,80 DM**
- O **Cocos-Granulat Kurpackung im Wert von 11,50 DM**

Sie können also 21 Tage lang einen Versuch auf unsere Kosten machen und danach den Rest wieder zurückschicken, ohne einen Pfennig dafür zu bezahlen. Nur wenn Sie zufrieden sind, diese moderne Schlankheitskur weitermachen wollen, behalten Sie die Packung, um weiter schlank zu werden und es auch zu bleiben und überweisen uns einfach den Betrag. — Doch damit können Sie sich bis nach dem Versuch Zeit lassen.

An Cocos, Abt. 448 JW, Hamburg 1, Postfach

Kunst und Geist im Schatten des KREML



Wenn seine Puppen tanzen, ist Serge Obraschows Theater überfüllt. Stalin sah seinem Spiel aufmerksam zu.

Die führenden Köpfe schlossen Frieden mit der Sowjet - Diktatur

VON KURT WELKISCH

Fotos: David Duncan

Künstler und Wissenschaftler im Schatten der Diktatur erfreuen sich nur dann eines sorglosen Daseins, wenn sie entweder mit ihrem Schaffen außerhalb des Politischen stehen oder aber ihre Kunst und ihren Geist in den Dienst des Staates stellen. Der Bolschewismus macht darin keine Ausnahme.

Schauspieler und Tänzerinnen, Musiker und Architekten, Forscher und Gelehrte, Maler und Dichter, sie alle, die ›Kulturschaffenden‹ der Sowjetunion, können das Leben der Privilegierten mit höchstem Einkommen, mit Luxus und Bequemlichkeit führen, aber sie müssen mit der bolschewistischen Diktatur ihren Frieden geschlossen haben.

Ist es so, dann werden sie wie in keinem anderen Staatswesen der Erde geehrt und belohnt. Dann werden sie nicht nur in den Himmel des eigenen Landes gehoben. Sie werden auch der Fremde dargereicht als Propaganda für ein politisches System, das es noch immer nötig hat, sein Wesen mit schönen Künsten und wissenschaftlicher Leistung vergessen zu machen.

*

Beifall und Ruhm erntet das russische Ballett, wo immer es auch auftritt. Galina Ulanowa, die Primaballerina des Moskauer Großen Theaters, gilt als die bedeutendste Ballettkünstlerin der Gegenwart. Die jüngere Marja Plissezkaja rückt zu ihrer hochtalentierten Nachfolgerin auf. Nur wer im Moskauer ›Bolschoi‹ dem verklärten Spiel der Tänzerinnen und Tänzer zugeschaut hat, begreift den Zauber, der von dieser unwirklichen Welt seit nunmehr vierzig Jahren auf die harte Wirklichkeit des Sowjetstaates ausgestrahlt wird.

Nichts liegt der Welt des Bolschewismus ferner, als das klassische Ballett. Nichts hat mit der sowjetischen Gegenwart weniger gemein, als diese aristokratische und streng stilisierte Kunstform vergangener Jahrhunderte. Nirgends gibt es eine von kommunistischer Ideologie und Politik so entkeimte Atmosphäre, wie in der zeitlosen verzauberten Landschaft der schwebenden Ballerinen und graziösen Tänzer.

Aber selbst Stalin, der alles in seinen gnadenlosen Griff bekommen wollte, schenkte dem Ballett Freiheit und spendete Beifall, wenn er in der ehemaligen Zarenloge des Moskauer Großen Theaters den Vorführungen des Staatsballetts beiwohnte. Und niemals ließ er die Gelegenheit vorübergehen, ausländischen Herrschern und Staatsmännern, die der Weg nach Moskau geführt hatte, die hohe Kunst des russischen Balletts zu zeigen. Stalins Nachfolger haben an diesem Brauche festgehalten.

Alles, was der Sowjetstaat an Ehrungen zu vergeben hat, ist einer Künstlerin wie der Ulanowa zuteil geworden. Aber ob sie wohl jemals erfahren hat, daß der Marschall Tuchatschewski in der Loge des Großen Theaters verhaftet und von dort in den Tod geführt wurde, während sie weltentrückt die Julia zu Prokofiews Ballettmusik tanzte? Ob sie wußte, daß allabendlich während des Stalinschen Terrors die Geheimpolizisten

Der Rote Platz vor der großen Kremlmauer mit der schönen Basilius-Kathedrale ist nur selten so leer. Wenige Augenblicke nach dieser Aufnahme begann ein militärischer Aufmarsch.





Bedeutende Schauspieler, wie Victor Stanitskin (oben) und Alla Tarassowa (rechts) gehören zur Moskauer Prominenz. Schauspielkunst in der Sowjetunion ist realistisch, ohne Zwischentöne. Avantgardistische Experimente scheiden aus.



Produzent und Regisseur des Moskauer Volkstanz-Theaters ist Igor Moisejew. Sein Ensemble, das eine Art ›folkloristisches Ballett‹ tanzt, genießt internationalen Ruf und gibt Gastspiele auf der ganzen Welt. Jetzt ist eine Tournee nach Amerika geplant.

Dr. Boris Jegerow ist einer der bedeutendsten Gehirnchirurgen der Sowjet-Union. Als erstem Spezialisten ist es ihm gestattet, eine Privatpraxis zu haben. Das Gesundheitswesen ist sonst staatlich, der Arzt Angestellter.

24 000 Studenten besuchen diese große russische Alma Mater, die Lomonossow-Universität. In diesem Riesengebäude aus glänzendem Marmor herrschen die Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaftler lehren in der 200 Jahre alten Moskauer Universität im Stadtzentrum. ▶





◀ **Ilja Ehrenburg** gilt in der westlichen Welt immer noch als einer der interessantesten Schriftsteller des Bolschewismus. Er fiel wiederholt in Ungnade, emigrierte mehrfach nach Paris, kam immer wieder und ist heute ein bevorzugter Publizist.

am Ausgang des Bolschoi-Theaters warteten, um ihre Opfer in Empfang zu nehmen?

Der totalitäre Staat verträgt weder Satire noch Ironie, höchstens die konzessionierte ›Selbstkritik‹ und den gelenkten Humor einiger Witzblätter. Politische Possenreißer und leichtsinnige Witzemacher gehen einem gefährlichen Gewerbe nach. Der Conférencier des politischen Kabaretts ist im bolschewistischen Reich eine unbekannte Figur. Wer es damit versucht hat, beschloß seine Karriere in den meisten Fällen hinter dem Stacheldraht eines Arbeitslagers.

Um so frenetischer ist der Beifall, wenn einer der großen unantastbaren Komiker der Sowjetunion seine privilegierte Stellung benützt und behutsam und listig den politisch gefärbten Witz über die eine oder andere Schwäche des Systems öffentlich anbringt. Karandasch, der russische Chaplin, und Olek, sein jüngerer Nachfolger, die beiden genialen Spaßmacher des Moskauer Staatszirkus, würzen ihre unübertroffenen Clownerien immer wieder mit politischen Späßen. Aber sie handeln auf eigene Gefahr, und sie kennen wohl genau die Grenze, wo die Diktatur gerade noch ein Auge zudrückt.

Weil sich der kritische politische Witz in der Sowjetunion nicht entfalten kann, weil oppositionellen Empfindungen kein Ventil geöffnet wird, vielmehr der Sowjetmensch einem Trommelfeuer politischer Propaganda ausgesetzt ist, benutzt er jede sich bietende Gelegenheit, um in die wenigen nicht politisierten Bereiche der kommunistischen Welt zu flüchten. Damit erklärt sich die ungeheure Popularität des Zirkus in der Sowjetunion.

Damit erklärt sich aber auch der triumphale Erfolg des Moskauer Puppentheaters, das mit dem Namen von Sergej Obraschow verbunden ist. In seinem stets ausverkauften Haus am Majakowskiplatz in Moskau wird zweimal täglich gespielt, einmal für Kinder und einmal für Erwachsene. Und was gespielt wird, sind Szenen aus einer farbenprächtigen, märchenhaften, burlesken Welt, die den grauen Alltag und die politisierte Gesellschaft vergessen lassen. Selbst dort, wo Obraschow den Anforderungen der Partei genügen und Konzessionen an die kommunistischen Propagandawünsche machen muß, tut er es so geistreich und witzig, daß befreiendes Lachen zu seinem Lohne wird.

Obraschow steht von jeher mit seinem Puppentheater in der höchsten Gunst der sowjetischen Machthaber. Er erzählt in seinen Erinnerungen, wie er vor über zwanzig Jahren anläßlich eines Staatsfeiertages das erste Mal in den Kreml zu einem Gastspiel gerufen wurde. Zusammen mit dem Dichter Gorki und den Mitgliedern des Politbüros ließ sich Stalin dicht vor der aufgebauten Stellage des Puppentheaters nieder. Obraschow, voller Furcht und Aufregung, brachte seine ganze Begabung zur Entfaltung, um dem Alten, der in Stiefel und Joppe, die Pfeife schmauchend, vor ihm saß, zu gefallen. Nach der ersten Nummer streifte Obraschow erregt die Puppe von der Hand, trat vor den Spielschirm und sah — in das lachende Gesicht des Diktators. Obraschow hatte bestanden.

Viele haben es nicht bestanden und viele wollten es nicht bestehen. Unter denen, die vor der Diktatur nicht kapitulierten, steht der leuchtende Name des großen Regisseurs Meyerhold. Sein berühmtes Theater ist wie alle fortschrittlichen avantgardistischen Bühnen der Sowjetunion zu Beginn der dreißiger Jahre, als Stalin mit seiner reaktionären Kulturpolitik ernst machte, auf der Strecke geblieben. Aber Meyerhold hatte die große Säuberung nicht wie zahllose andere aus der geistigen Elite Sowjetrußlands mit dem Tode bezahlen müssen. Später wollte die barbarische Diktatur den Theaterpionier von Weltruf sogar Gnade gewähren. Aber der 65jährige Meyerhold hielt an seiner Überzeugung fest, daß auf den

Fortsetzung nächste Seite

sowjetischen Bühnen der Stalinära »erbärmlich und erschreckend, geistlos und schlecht« gespielt werde, daß der ›Sozialistische Realismus‹ mit Kunst nichts gemein habe.

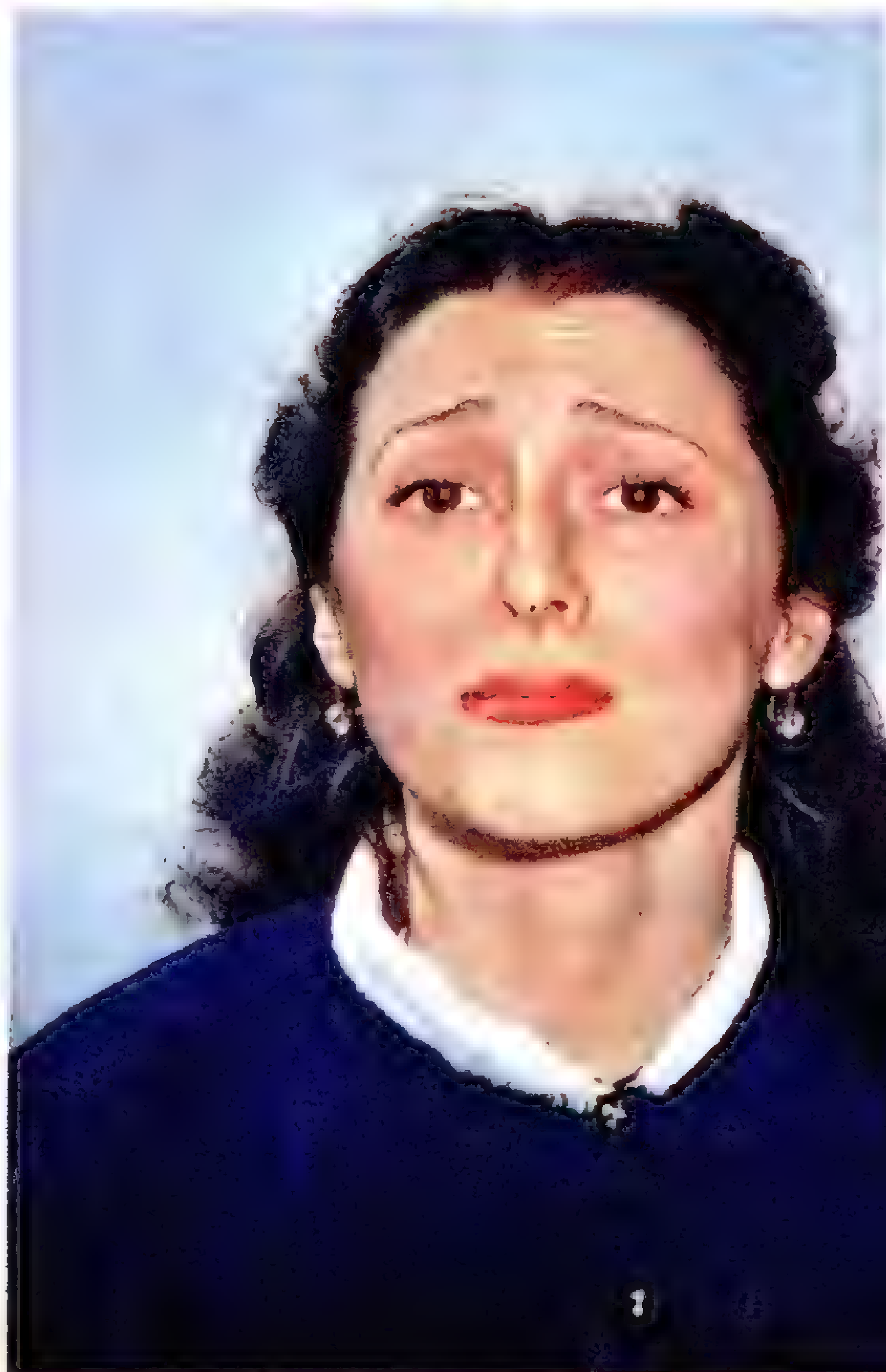
Einen Tag nach dieser todesmutigen Erklärung vor dem Unionskongreß der sowjetischen Bühnenregisseure im Jahre 1939 wurde Meyerhold verhaftet. Sein Ende ist niemals aufgeklärt worden. Von seiner Frau aber, der bekannten Schauspielerin Sinaida Reich, wissen wir, daß sie wenige Wochen nach der Festnahme ihres Mannes von der GPU in ihrer Moskauer Wohnung ermordet wurde.

Als Stalin auf den Gedanken kam, aus dem toten Dichter Maxim Gorki, der 1936 an einer Grippe gestorben war, politisches Kapital zu schlagen, gab er den Befehl, einen ›Gorki-Mörder‹ zu finden. Die Wahl fiel auf den berühmten Herzspezialisten Pletnjow. Der hatte eine 40jährige untadelige Laufbahn als Arzt und Wissenschaftler hinter sich; viele medizinische Institute und Krankenhäuser trugen seinen Namen. Aus der Luft gegriffene Beschuldigungen genügten dem Generalstaatsanwalt Wyschinski, um im Schauprozeß gegen die Bucharin-Gruppe im Jahre 1938 den Kopf Pletnjows zu fordern.

Selbst dort, wo die Wissenschaft nicht in die unmittelbare, besonders gefährliche Tuchfühlung mit dem Machthaber im Kreml geriet, wurde grausam verfahren. Wie viele hervorragende Gelehrte sind dem Diktator der Sowjetbiologie Lyssenko zum Opfer gefallen. Er erhob auf Stalins Weisung seine höchst umstrittenen Erkenntnisse über Artentwicklung und Vererbung zum verbindlichen wissenschaftlichen Gesetz in der Sowjetunion. Alle seine Gegner gerieten in die Netze der Geheimpolizei. Nach dem Tode Stalins verblaßte Lyssenkos Macht. Seine wissenschaftlichen Widersacher wurden rehabilitiert; sie durften wieder öffentlich auftreten und lehren. Sein bedeutendster Gegenspieler jedoch, der weltberühmte Genetiker Wawilow, hat den Sturz Lyssenkos nicht mehr erlebt. Er ist in einem Konzentrationslager umgekommen.

Stalins Ära ist vorüber. Unter seinen Nachfolgern hat die Diktatur viel von ihrem Schrecken verloren. Auch die Schatten über dem Wirken der Künstler und Wissenschaftler haben sich gehoben und gelichtet. Noch ist der Geist in der Sowjetunion von der Freiheit weit entfernt. Aber in den Grenzen, die ihm das kommunistische Regime auch heute streng und eng setzt, kann er jetzt der Wahrheit und der Schönheit dienen, ohne den Tod durch das Schwert der Diktatur befürchten zu müssen.

Tobendes Gelächter erntet allabendlich Karandasch, der große Clown des staatlichen Zirkus. Sein feines Empfinden für die Grenzen des Möglichen im sowjetischen System erlaubt ihm, Späße politisch zu pfeffern und ungestraft davonzukommen.





Zweite Ballerina im Moskauer Bolschoi-Theater ist eine Tänzerin hohen Könnens: Marja Plissezkaja (rechts) vertritt gelegentlich die international berühmte Primaballerina Ulanowa. Ihren schwerelosen Sprüngen am Abend geht hartes zehnstündiges Training voraus, denn sie hat ein ungewöhnlich anspruchsvolles Publikum. Der klassische Tanz ist eine Nationalleidenschaft der Russen.



Picassos Gemälde lösten in Moskau eine Sensation unter den Künstlern aus. Die moderne Malerei des Westens wurde bisher abgelehnt. Jetzt scheint man sich von dem starren Grundsatz des ›sozialistischen Realismus‹ zu lösen.



Emil Gillels erwies sich auf seinen europäischen Tourneen als Pianist von internationaler Klasse.



Die Kompositionen von Aram Chatschaturian stehen häufig auf den Programmzetteln europäischer Konzerte. Die Werke zeitgenössischer westlicher Komponisten fanden noch keinen Beifall in den Musiksälen der Sowjetunion.



Filmstar Tamara Makarowa wurde von David Duncan in ihrem Heim fotografiert. Weil ihr Mann ein namhafter Filmregisseur ist, haben sie eine moderne 5-Zimmer-Wohnung. Der Film spielt eine große Rolle im Kulturleben der Sowjets.



»Der Doktor sagt, es sind nur die Masern ...«

›Es war ein reizender Abend!‹

Gezeichnet von Julius Kroll



»Das war nicht der Wecker, liebe Freunde, nur der Milchmann ...!«



»Und jetzt, meine Herren: gehen wir alle abwaschen!«



»Ich bin zwar der Gastgeber, aber solange wir hier sitzen, gewinne ich!«

OHNE Liebe

Der zwölfte Bericht unserer Serie: Die Jugendkriminalität von heute

VON ERIK VERG

Eines Tages dringt der 24jährige Werner Scheffler mit einem Messer auf seine Stiefmutter ein — und sticht zu. Der Fall kommt vor das Schöffengericht. Jedoch während der viertägigen Verhandlung stellt sich heraus, daß es sich hier nicht um eine ›gefährliche Körperverletzung‹ handelt, sondern um einen ›Mordversuch‹. Werner Scheffler hat sich jetzt vor dem Schwurgericht zu verantworten.

Werner Scheffler, geboren 9. 10. 1933 in Mahlow/Mark Brandenburg — wegen versuchten Mordes.‹ So steht es am 14. Januar 1958 auf dem Terminzettel des Hamburger Schwurgerichts. Den Vorsitz führt Landgerichtsdirektor Oellrich. Ihm gelingt etwas Erstaunliches. Der sprachgehemmte junge Mann, der in der Schöffengerichtsverhandlung vor einem halben Jahr kein Wort herausbrachte und seine Antworten schriftlich abgab, spricht. Es dauert lange, es ist mühsam. Er stottert entsetzlich. Aber die Verhandlung kann mündlich geführt werden. Man wirft ihm vor, am 26. Oktober 1957 seine Stiefmutter mit einem Fahrtenmesser überfallen zu haben, um sie zu ermorden.

Zunächst wird über die Entwicklung des 24jährigen gesprochen, über seinen Lebenslauf. Aus seiner Kindheit erfährt man nicht viel. Der Vater war als Eisenbahner bei der Berliner S-Bahn beschäftigt. Obgleich Werner seit seinem vierten Lebensjahr stottert, hat er die Volksschule ohne Hindernisse und mit gutem Abgangszeugnis durchlaufen. Besondere Vorfälle? An einen erinnert sich der Vater. Werner, zehn oder elf Jahre alt, vielleicht auch noch kleiner, hatte die Briefmarkensammlung des Vaters gegen Spielsachen vertauscht. Da hat der Vater ihn fürchterlich verhauen. Es war das einzige Mal, sagt er. Das muß also etwa 1944 gewesen sein. War da sonst nichts? Der Vater spricht nicht gern darüber. Seine erste Frau war furchtbar eifersüchtig. Es kann sein, daß sie den Jungen beeinflußte und gegen ihn aufhetzte. Es kam vor, daß der Junge ihm nachrief, wenn er von Glasow nach Berlin zum Dienst bei der S-Bahn fuhr: »Grüß deine Freundin!«

Werner wird Alleinerbe

Wie sich solche Geschichten auf das Gemüt eines Kindes auswirken, ist schwer zu sagen. Immerhin steht fest, daß Hermann Scheffler im Jahre 1944 seine jetzige Frau Gertrud, siebzehn Jahre jünger als er selbst, kennengelernt hat. Seine erste Frau starb im Januar 1945. Sie, der das Haus und Grundstück in Glasow gehört hatten, machte ein Testament, aus dem man vielleicht manchen Schluß ziehen könnte. Sie setzte ihren Sohn als Alleinerben ein. Sie enterbte ihren Mann aber nicht völlig, sondern wies ihm das Pflichtteil zu, damit dem Sohn ein ständiges Prozessieren erspart bliebe. Sie bat das Gericht, einen Pfleger einzusetzen, damit der Vater den Sohn nicht dennoch um sein Erbe bringe.

Noch im gleichen Jahr 1945 heiratete Heinrich Scheffler seine jetzige Frau Gertrud.

Werner war unerwünscht. Besonders nachdem Renate, das eigene Kind von Frau Gertrud, geboren worden war. Werner wurde zu den Großeltern geschickt. Er arbeitete bei einem Bauern. Werner hatte nichts anzuziehen. Der Bauer behielt einen Teil seines Lohnes ein, damit er ihm einen Anzug kaufen könnte. Aber die Stiefmutter holte das Geld ab. Da stahl Werner einem anderen Jungen, einem Arbeitskameraden, 90 Mark. — Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten verurteilte ihn daraufhin zu zwei Wochen Jugendstrafe wegen Kameradendiebstahls. Der Bauer war als Zeuge geladen. Er sagte: »Ein prächtiger Junge. Nur wenn Werner zu Hause zu Besuch gewesen war, ist er immer erst ein paar Tage lang schwierig zu behandeln.«

Als Werner seine Strafe verbüßt hatte, wollte der Bauer ihn wieder einstellen, denn einen so fleißigen Jungen fand man so leicht nicht wieder. Aber Werner ging nicht zurück. Er schämte sich.

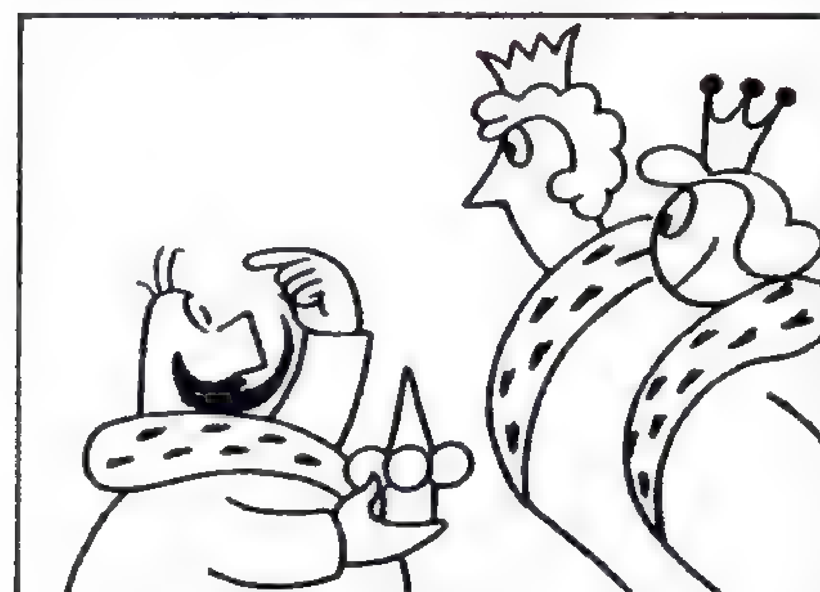
Vater Scheffler wurde zur Hamburger S-Bahn versetzt. Auch Werner ging mit nach Hamburg, obgleich er viel lieber in Berlin geblieben wäre, in der Nähe seiner Großeltern.

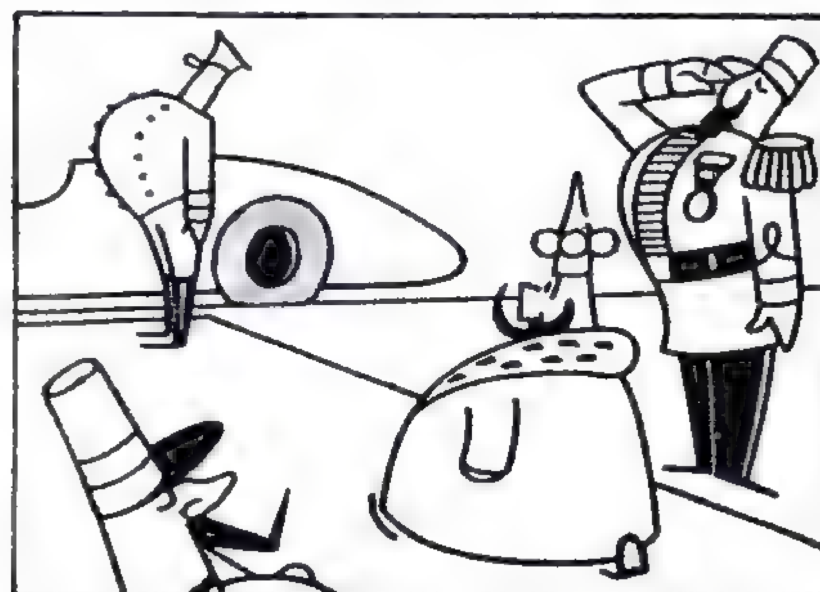
Eine freiwillige Zeugin

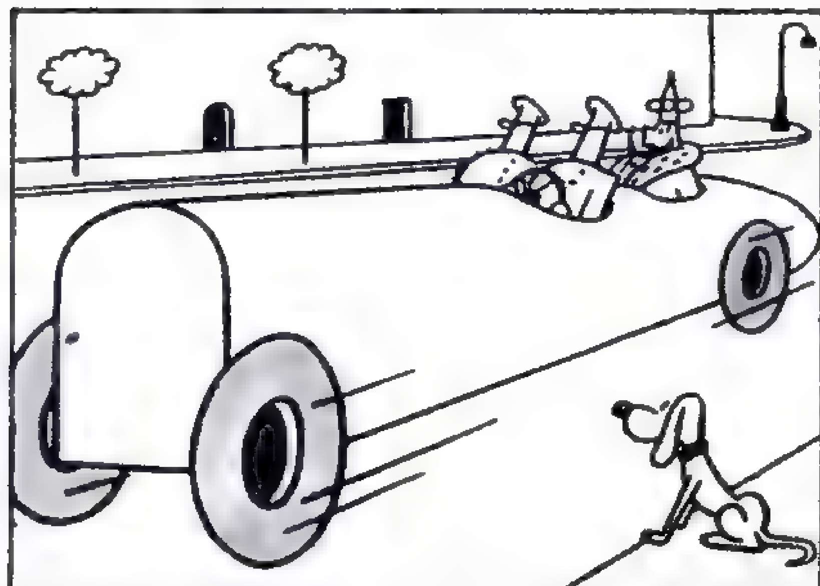
Im Laufe der Schwurgerichtsverhandlung meldet sich Frau Alice Littmann freiwillig als Zeugin beim Gericht. Sie hat eine Kinokarten-Verkaufsstelle. Sie weiß etwas über

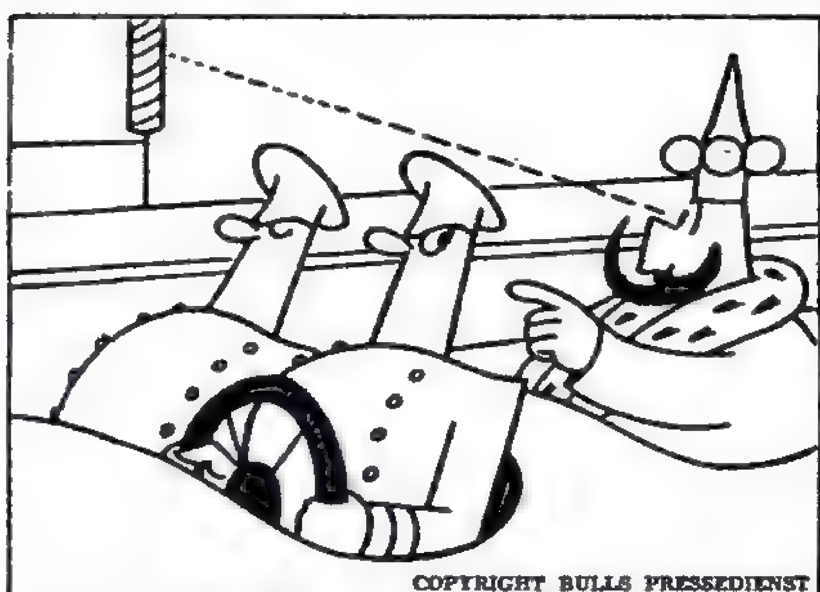


Der KLEINE KÖNIG von O. SOGLOW







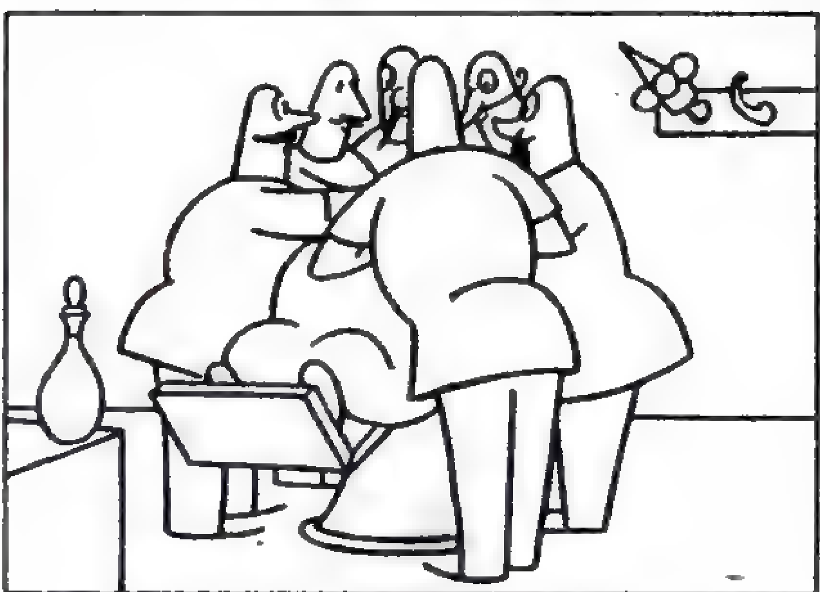


COPYRIGHT BULLS PRESSEDIENST



6 FRISEURE – KEIN WARTEN





Werners erste Zeit in Hamburg zu erzählen.

1947 arbeitete der vierzehnjährige Werner Scheffler bei ihr als Bote. Er hatte viel mit Geld zu tun. Aber er war der ehrlichste und fleißigste von allen Jungen, die sie beschäftigte. Er lachte nie, er war nie fröhlich. Er sah aus, als bekomme er zuwenig zu essen. Seine Kleidung war schäbig. Sein Gesicht hellte sich nur auf, wenn er mit ihren eigenen Kindern spielte. Er tat ihr so leid, daß sie Frau Scheffler aufsuchte und sie bat, sich doch mehr um den Jungen zu kümmern. Daraufhin durfte Werner nicht mehr bei ihr arbeiten. ›Tante Gerdie‹, so mußte Werner die Stiefmutter nennen, steckte ihn in ein Heim.

Von nun an führt die Jugendbehörde der Hansestadt über ihn Buch. Die Akten liegen dem Schwurgericht vor. Da findet sich unter dem 16. 6. 1949 folgende Eintragung: ›Von Besuchen nach Hause kommt Werner immer ganz verändert zurück. Seine sonst so frische Art und Gelockertheit ist dann gänzlich verdeckt. Die Eltern sind ganz bezuglos und verurteilen Werner in jeder Weise. Ihre Äußerungen hier im Heim waren vernichtend und lassen erkennen, daß Werner keine elterliche Liebe kennt und sich darum zu Hause nicht entwickeln kann.‹

Die Jugendbehörde schickt ihn in eine Sprachheilschule. Die Beurteilung dieser Anstalt ist sehr positiv, aber der Vater erkennt sie nicht an. Er müsse es besser wissen: Werner ist unehrlich, er lügt und stiehlt.

Der Junge, dem das Sprechen so unendlich schwer fällt, hat keine Freunde. Der Vater unterbindet sogar jeden Briefverkehr mit Verwandten. Zu einem Vetter Werners in Westfalen fährt er hin und spricht so schlecht über seinen Sohn, daß auch diese Verbindung abreißt.

Werner wird erwachsen. Er kommt aus dem Heim und ist immer noch grenzenlos einsam. Kein Mädchen kümmert sich um ihn. Schlimmer noch, er wagt nicht einmal, ein Mädchen anzuschauen.

1955 arbeitet er bei einem Kohlenhändler. Eines Tages unterschlägt er



Foto: Claus Ahlers

Werner Scheffler, angeklagt wegen Mordversuches an seiner Stiefmutter.

mehrere hundert Mark. Das Amtsgericht verurteilt ihn zu drei Monaten Gefängnis. Der Psychologe sagt, das könne eine ›Protesthandlung‹ gegen all die Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren sind, gewesen sein.

Und ebenso als ›Protesthandlung‹ bezeichnet es der Psychologe, daß sich Werner Scheffler am 6. März 1956 in einen Volkswagen setzt, der ihm nicht gehört, daß er damit zu einer Tankstelle fährt, ohne zu bezahlen tankt, und den Wagen dann an einem Baum zu Trümmern fährt. Nach sieben Monaten Gefängnis ist er endlich wieder auf freiem Fuß.

Der Vater hat sich inzwischen ein eigenes Häuschen in Poppenbüttel, am Rande der Stadt, gebaut. Es ist noch nicht ganz fertig, aber es bietet Platz für eine Familie. Und es geschieht etwas ganz Unerwartetes. Der Vater fordert den Haftentlassenen auf, ›nach Hause‹ zu kommen und bei ›Vater und Mutter‹ zu wohnen.

Geschehen noch Wunder? Werner glaubt nicht daran. Er hat noch keine erlebt. Er möchte viel lieber in das ›Pik-As‹, wie man in Hamburg das Obdachlosen-Asyl in der Neustädter Straße nennt, wo man für 30 Pfennig eine Tasse dünnen Kaffee und einen Strohsack für die Nacht bekommt. Aber der Vater redet ihm zu, und in der Phantasie des 24jährigen, der noch nie ein ›Zuhause‹ gekannt hat, seit seine Mutter gestorben ist, erwächst die Vorstellung von einem wirklichen Heim.

Jeder Schrank ist abgeschlossen

Nun, das Haus ist noch nicht ganz fertig. Werner muß mit einer Kammer im Erdgeschoß vorliebnehmen, die noch keinen Fußboden hat. Drei Zementsäcke stehen darin und ein Bett. An der Decke hängt eine nackte Glühbirne ohne Schirm. Sonst nichts. Aber es ist ein ›Zuhause‹.

Ist es das wirklich? Wenn Werner an einen Schrank geht, ruft ›Tante Gerdie‹, die Stiefmutter, sofort erschreckt: »Was machst du da?« — Was soll er da schon machen, der Schrank ist sowieso abgeschlossen. Alles in der Wohnung ist abgeschlossen. »Du mußt das verstehen«, sagen die Eltern, »bei dir müssen wir vorsichtig sein.«

Werner arbeitet bei einem Tiefbauunternehmen und bekommt 70 Mark in der Woche. Die Hälfte davon soll er als Kostgeld abgeben. Wer weiß, vielleicht trugen diese 35 Mark wöchentlich manches dazu bei, daß ›Tante Gerdie‹ auf den Gedanken kam, ihren Stiefsohn ins Haus zu holen. Man hat das Haus gebaut, man muß noch vieles anschaffen. Es kommt auf jeden Pfennig an. Aber am 19. Oktober, dem ersten Freitag, den Werner im Hause war, ist er sein Geld schuldig geblieben, und heute, am 26. Oktober, abermals. Er braucht selbst auch eine Menge nach dem langen Gefängnisaufenthalt, sagt er.

Und an diesem Abend passiert es. Als die Stiefmutter nach dem Abendessen noch einmal in Werners Kammer geht, um ihm einen Wecker zu bringen, geht plötzlich das Licht aus und Werner stürzt sich mit dem Messer auf sie.

Er habe das zynische Fragen nach dem Kostgeld nicht ertragen können, sagt er später, da habe er plötzlich ›rot‹ gesehen.

Die Angehörigen wollen aussagen

Die Angehörigen des Angeklagten sind nicht zur Zeugenaussage verpflichtet. Landgerichtsdirektor Oellrich sagt es ihnen sehr deutlich.

Aber Vater Scheffler *will* aussagen. Er läßt kein gutes Haar an seinem Sohn.

»Wir hatten Ersparnisse«, sagt der Vater, »etwa 1000 Mark waren im Hause, für Anschaffungen. Auf die hatte er es vielleicht abgesehen. Ein Sparbuch war auch noch da. — Er hat uns erzählt, daß er sich ein sicheres Totosystem ausgearbeitet habe. Er brauche nur Geld, um genügend Einsätze machen zu können. Und letzten Sonntag hatte er sein Taschenmesser ganz scharf geschliffen.«

Frau Gertrud Scheffler hat die gleichen Vermutungen, obgleich sie niemand nach Vermutungen gefragt hat. Sie soll nur Tatsachen aussagen. Aber auch sie meint: »Er hat es sicher auf das Geld abgesehen gehabt. Wie ein Ungeheuer hat er sich auf mich gestürzt.«

Väterlich redet der Vorsitzende auf die zwölfjährige Renate ein. »Es ist dein Bruder, du brauchst nichts auszusagen, wenn du nicht willst. Auch wenn deine Eltern dir gesagt haben, daß du aussagen sollst.« Das Kind schweigt verwirrt. »Sie können sich das noch überlegen«, sagt der Richter zu den Eltern. »Sie können dem Kind draußen sagen, daß es schweigen darf.«

Vater, Mutter und Tochter sind kaum vor der Tür, da wird die Kleine schon wieder hereingeschoben. Sie »will« aussagen. Und sie erzählt, wie schrecklich der Werner über die Mutter hergefallen sei und wie er auch

Fortsetzung auf Seite 78

DARAN GLAUBE ICH

Gustav Hartlaub

Ich glaube an eine göttlich-geistige Macht innerhalb und jenseits des Weltalls. Eine Personifizierung ›Gott‹ oder gar der ›Liebe Gott‹ hat mich nie ganz überzeugen wollen; sie erscheint mir als Projektion menschlicher, wenn auch hochgesteigerter Eigenschaften: eine Übertragung, die unser heutiges Weltbild immer weniger erlaubt. Ich glaube vielmehr, das Übersinnliche sowohl in seinen hohen und höchsten wie auch in seinen zweideutigen Gestalten zu ahnen, die uns Goethe in seinem berühmten Aufsatz über das Dämonische seherisch beschrieben hat.

Ob ich an einen Weltenplan oder wenigstens an eine besondere Absicht Gottes oder ›des Göttlichen‹ mit uns Menschen glauben kann, an unsere Geführtheit und Geborgenheit? Manchmal glaube ich, im Schicksal genialer Einzelner, in gewissen außergewöhnlichen Fügungen und Begegnungen so etwas wie einen überzufälligen Sinn, eine höhere Absicht, greifen zu können. Doch die eben noch so einleuchtend erscheinende Gewißheit vermag ich geistig nicht lange festzuhalten. Auf jeden Fall kann ich unter einem Weltenplan, wenn es ihn gibt, nichts bloß von der Erde Herrührendes und damit nur Menschliches verstehen.

Es erfüllt mich die Hoffnung, daß auch andere Planeten im Weltall — so wie wir dieses heute sehen, also nicht mehr auf unser Sonnensystem beschränkt — vom Schöpfer die Möglichkeit eines Aufstiegs zu Leben, Seele und Geist bekommen haben, so daß die Bewohner unserer Erde von ihrer schwer zu ertragenden Einsamkeit innerhalb eines ›leeren‹ Weltalls erlöst werden könnten. Ich glaube durchaus nicht, daß der Mensch das alleinige Ebenbild Gottes sei. Vielleicht existieren in der Tiefe des Raumes Wesen, die uns Menschen überlegen und der göttlichen Vollendung näher sind. Jedenfalls kann ich mir unsere Menschheit nur als einen Chor vorstellen, der sich in die große allgemeine Hierarchie zahlloser anderer höherer ›Chöre‹ im Weltall fügt, welche zusammen den Schöpfer loben und preisen!

Doch das sind mehr oder weniger Spekulationen. Der absolute und zugleich menschennächste Beweis der göttlichen Gegenwart und Allmacht ist mir ja stets unmittelbar und greifbar gegeben: nämlich in der Kunst!

Zum christlichen Heilsgeheimnis bieten mir die Kathedrale von Chartres, Johann Sebastian Bachs Passionen oder Rembrandts Werke immer einen direkten Zugang, durch den sich — wenigstens im Augenblick des Kunsterlebnisses — alle Zweifel klären. Doch auch die nicht eigentlich religiöse oder außerkirchliche Kunst, wie sie von mehr weltlich gestimmten Genies nicht weniger wunderbar gezeugt wird, gibt mir im täglichen Umgang als Lobpreisung der Schöpfung und als Beweis des schöpferischen Wunders schon fast für sich einen Halt. Ein Weltall, eine arkadisch-elysische Landschaft, wie sie das Bewußtsein des italienischen Malers Giorgione hervorgebracht hat: Eine solche Natur kann nicht tot, kann zuletzt auch nicht ›böse‹ sein. Das Wunder des menschlichen Bewußtseins und seiner Eigenkraft, dieses Geheimnis, wie es sich in den genialen Leistungen der Wissenschaft und der Kunst gerade auch in unseren Tagen beweist, offenbart mir die verborgene Qualität, in der die Natur schon in ihren Anfängen lebt, und die als mechanische Entwicklung niemals geklärt werden kann.

Es ist keineswegs bloßer Ästhetizismus — ein Genießen der Kunst als Religionsersatz —, wenn wir uns der großen Werke der Dichtkunst, Baukunst, Malerei, Plastik und Musik als Zeugnisse und Bürgschaften des Göttlichen erfreuen — des Göttlichen, wie es den Menschen anspricht und durch ihn spricht. Daran glaube ich.

G. F. Hartlaub

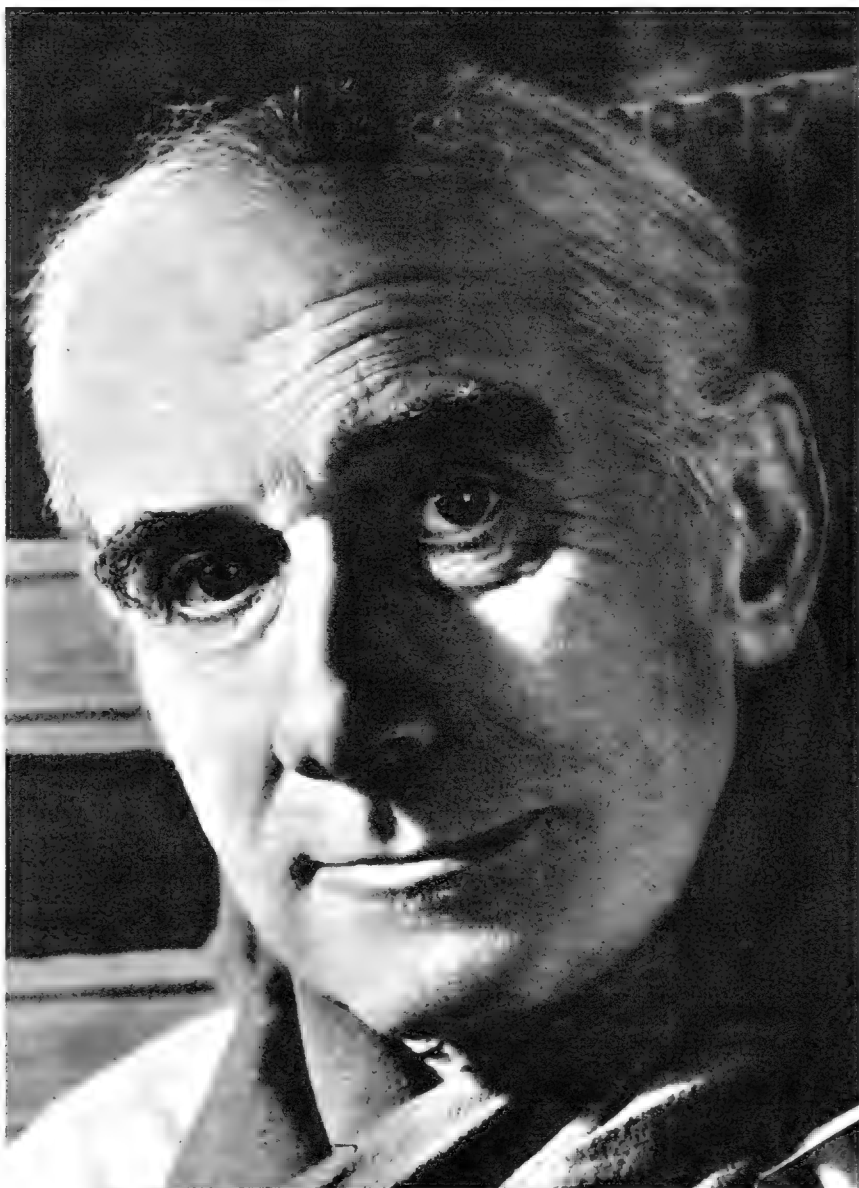


Foto: Anneke Himpe

Professor Dr. Gustav Hartlaub ist einer der temperamentvollsten Kunstwissenschaftler Deutschlands. Er veranstaltete die ersten großen Ausstellungen expressionistischer Maler wie Edvard Munch und James Ensor. Er prägte den Begriff ›Die neue Sachlichkeit‹, ein Schlagwort, das er für eine seiner Ausstellungen in Mannheim wählte, und das in den 20er Jahren auf viele kulturelle Gebiete angewandt wurde. Und er veröffentlichte zahlreiche kunstgeschichtliche Werke. Der heute 74jährige Gelehrte stammt aus einer alten Bremer Naturforscher-Familie. An den Universitäten Freiburg, Berlin, München und Wien studierte er Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie. Bei Prof. Robert Vischer in Göttingen promovierte er 1910 zum Doktor phil. Drei Jahre lang arbeitete er an der Bremer Kunsthalle. Dann folgte er einem Ruf der Städtischen Kunsthalle Mannheim, wo er 1923 zum Direktor ernannt wurde. 1933 wurde Hartlaub wegen ›Kulturbolschewismus‹ seines Amtes enthoben. Dreizehn Jahre lang lebte er, da ihm Schreib- und Redeverbot auferlegt war, als Privatgelehrter. Erst 1946 trat er wieder an die Öffentlichkeit. An der Heidelberger Universität hält er seitdem als Honorarprofessor für Kunstgeschichte Vorlesungen über die moderne Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts. Seine bekanntesten Werke sind: ›Die Graphik des Expressionismus in Deutschland‹, ›Die großen englischen Maler der Blütezeit‹, ›Zauber des Spiegels‹, ›Fragen an die Kunst‹ und ›Giorgione‹. Der älteste Sohn Professor Hartlaubs, der seit 1945 vermißte Dr. Felix Hartlaub, schrieb das Kriegstagebuch ›Im Sperrkreis‹, das großes Aufsehen erregte. Seine Tochter Geno ist als Roman-Autorin bekannt geworden. *v. z. M.*

Ich lebte mit

Ein alter Fischer schenkt einem jungen Mädchen ein Seehundbaby. Das Mädchen wickelt das gewichtige Tier in eine Decke und nimmt es mit nach Haus: In eine einsame Bauernhütte im nördlichsten Schottland, in der Tante Mirjam wohnt, eine pensionierte Lehrerin aus Südengland. Der Seehund bekommt den Namen Lora und wird ein Hausgenosse. Nach kurzer Zeit spielt er bereits drei Musikinstrumente und ist in der Lage, ein ganzes Konzertprogramm mit seiner Kunstfertigkeit zu bestreiten.

1. Fortsetzung

Es ist so gut wie unmöglich, sich durch eine Brahms-Sonate hindurchzuarbeiten, wenn ein Seehund dazu aus voller Kehle singt. So konnte ich meist nur dann Klavier üben, wenn Lora im See schwamm.

Pessimistische Freunde und Verwandte hatten uns prophezeit, daß wir nicht lange in dieser Einsamkeit aushalten würden. Als ein Jahr vergangen war und es sich herausstellte, daß wir keine Eile hatten, zur Zivilisation zurückzukehren, änderte sich auch der Ton der Briefe, die wir erhielten, und so manche abgehetzte Stadtbewohnerin schrieb, sie beneide uns um den Frieden und die Ruhe unseres Daseins. Frieden hatten wir gewiß gefunden, doch ein musikalischer Seehund, zwei lärmende Ottern und anderes Getier bedeuten nicht gerade das ruhigste Dasein, selbst im entlegenen Sutherland.

In meiner Schule drunten im Süden hatte ich mir eine einfache Bambusflöte gemacht und auch darauf zu spielen gelernt. Sie gab einen hübschen Klang, aber der Tonumfang beschränkte sich auf eine Oktave, und man konnte nicht allzuviel darauf spielen.

Wir waren schon über ein Jahr in Schottland, bevor ich mir die Mühe machte, sie auszupacken. Als Lora den Ton der Flöte hörte, kam sie aufmerkend zu mir und setzte sich mir gegenüber.

Ich weiß nicht, wie es bei spiritistischen Sitzungen zugeht, aber mir kam es vor, als ob Lora in eine leichte Trance geriet, ihre Augen hatten einen abwesenden Blick und sie schien alles außer der Musik völlig vergessen zu haben. Solange ich spielte, saß sie da, still und versunken, und versuchte niemals zu singen. Und diese Wirkung stellte sich bei ihr immer ein, wenn die Flöte erklang. Auf die anderen Tiere machte die Flöte ebensowenig Eindruck wie das Klavier.

Ich dachte an mein Geburtsland Indien, wo es Menschen gibt, die giftige Schlangen mit dem Klang der Flöte bezaubern.

Verzauberung durch die Flöte

Sooft ich Lora eines ihrer Instrumente wegnahm, gab es ein Gewinsel und ein Gebelle, das einem schrecklich auf die Nerven gehen konnte. Als ich sah, welche Wirkung die Flöte auf sie hatte, begann ich feinere Methoden anzuwenden. Während Lora zum soundsovielten Male auf dem Xylophon die Nationalhymne absolvierte und dabei jeden Ton mit Schwung, wenn auch nicht immer richtig, anschlug, begann ich Flöte zu spielen. Sie blickte auf, der Schlegel fiel ihr aus der Schnauze, und in einem Augenblick war sie gebannt und saß still mit halbgeschlossenen Augen da. Ununterbrochen weiterspielend, stibitzte ich ihr dann das Spielzeug und legte es auf ein Wandbrett. Wenn das Flöten endete und sie die Augen aufmachte und um sich blickte, schien sie etwas verwundert, daß ihr Spielzeug fort war, aber in diesen Fällen gab es niemals Protest. Die Flöte hatte ihren Zweck erfüllt — für ungefähr zehn Minuten jedenfalls.

Unsere Besucher konnten nie verstehen, warum wir Lora nicht stundenlang spielen und singen ließen, was sie, wenn es nach ihr gegangen wäre, mit Wonne getan hätte. Sie schrieben uns in ihren Briefen, wie sehr sie sich auf die Stille der Wildnis freuten, doch es schien sie nicht im geringsten zu stören, wenn diese Stille durch Loras Musikdarbietungen rauh zerrissen wurde. Im Gegenteil, sie genossen sie jede Minute und waren ebenso enttäuscht wie Lora, wenn Tante oder ich ihnen ein jähes Ende bereiteten. Aber Loras Repertoire eine Woche lang anzuhören, war nicht das gleiche wie Monat für Monat und schließlich Jahr für Jahr.

Nach einiger Zeit waren wir zu dem recht demütigenden Schluß gezwungen, daß unsere Freunde hauptsächlich Loras wegen zu Besuch kamen — unsere Gesellschaft, der Frieden und die Stille, die Schönheiten der Landschaft waren nicht viel mehr als Zugaben.

»Wo ist sie denn?« fragte etwa ein Gast, kaum daß er seinen Koffer abgesetzt und eine Tasse Tee hinuntergestürzt hatte, um sich nach den Reisestrapazen zu erfrischen.

»Draußen im See.«

Der Gast warf einen schnellen Blick auf das wogende Meer von Hügeln, Felsen und Wassertümpeln, das sich nach allen Richtungen bis zum fernen Horizont ausbreitete, und dann:

»Hm . . . kann man sie nicht herholen?«

Im Mittelpunkt: Lora

Wir schlenderten also zum See hinunter, der Gast mit der Trompete in der Hand, und blickten über die Wasserfläche, auf der sich nichts rührte. Ich rief, und alsbald sahen wir Loras Kopf als kleinen dunklen Punkt auf uns zukommen und daneben vielleicht noch einen kleineren, der zu einem der Ottern gehörte. In einer knappen Minute war Lora am Ufer, die Trompete wurde ihr an die Schnauze gesetzt und sie ließ ›Danny Boy‹ erschallen. Mit ihrer stürmischen Gutmütigkeit und ihrer Neigung, sich vor Besuchern zu produzieren, war sie immer zum Spielen bereit.

Ein Onkel von mir war ganz vernarrt in sie. In seinem Haus am Rande von Aberdeen pflegte er monatliche Musikabende zu veranstalten, bei denen örtliche Talente auftraten. Onkel Andrew setzte es sich in den Kopf, daß Lora an einem dieser Abende teilnehmen sollte. Seine Musikfreunde würden ihre Gaben bestimmt zu schätzen wissen und von ihren Darbietungen entzückt sein.

Schwierigkeiten gab es für Onkel Andrew niemals, und er versicherte Tante Mirjam, die lange Reise nach Aberdeen mit einem Seehund sei leicht zu bewerkstelligen.

Kurz nachdem er uns besucht hatte, kam er eines Abends mit seinem Brake (einem leichten Jagdwagen), um Lora und mich abzuholen. Früh am nächsten Morgen brachen wir auf. Ich hatte zwei Koffer gepackt; in dem einen waren meine Sachen und in dem anderen Loras Instrumente und ihre Zeltbahn. Onkel verriet mir, er habe für einen großen Vorrat an Fischen, Zwieback und Öl gesorgt. Als er von Hause abfuhr, war seine Frau

Fortsetzung auf Seite 70

einem Seehund

Tagebuch einer ungewöhnlichen und rührenden Freundschaft

VON ROWENA FARRE



Loras Augen waren unwiderstehlich. Sie verstand es sogar, richtige Tränen zu weinen.

Foto: Thea Umlauff

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 68

gerade dabei gewesen, die Goldfische aus dem Zierteich herauszufischen und in eine hölzerne Regentonne zu tun. Wer sich nicht fangen ließ, hätte sich auf eine Auseinandersetzung mit Lora gefaßt machen müssen. Denn Lora liebte Fische. Sie lebte von ihnen, und für die Dauer unseres Besuches gehörte der Goldfischteich vor dem Hause ihr.

Wie Onkel gesagt hatte: die Reise verlief ohne Zwischenfall. Der Wagen rumpelte über den Feldweg und geriet mehrmals in Gefahr, einen Abhang hinunterzurutschen, aber Lora nahm das Gerüttel und die Stöße ruhig hin, und das Fahren schien ihr zu gefallen.

Bald nach der Ankunft führte ich sie in den Salon, in dem das Konzert stattfinden sollte.

Meine Gefühle angesichts des Bevorstehenden waren gemischt. Eine bekannte schottische Volkslieder-Sängerin hatte sich bereit erklärt, den Abend mit einem Lied zu eröffnen. Als nächstes sollte ein Akkordeonspieler auftreten, und dann Lora mit einer Xylophon-Darbietung. Das war das Programm der ersten Hälfte des Abends.

Danach war eine Pause für das Abendessen vorgesehen, und während der zweiten Hälfte sollte, neben anderen Attraktionen, Lora zu meiner Klavierbegleitung singen.

So weit, so gut.

Die Gäste begannen sich einzustellen. Lora, das geselligste und aufgeschlossenste Geschöpf, das man sich denken kann, begrüßte sie herzlich. Als die erste Künstlerin am anderen Ende des Salons ihren Platz einnahm, schlug ich Onkel vor, wir sollten Lora in seinem Arbeitszimmer einschließen, bis sie mit ihrer Darbietung an die Reihe käme. Aber er und mehrere Gäste erhoben sogleich dagegen Einspruch. Sie mußte bleiben.

Das Konzert beginnt

Die Sängerin lächelte charmant und begann mit der Sicherheit der berufsmäßigen Künstlerin. Sie hatte gerade ein paar Töne einer alten Hebriden-Weise gesungen, als das Unvermeidliche eintrat; Lora hob den Kopf und heulte durchdringend vom tiefen Baß bis zum hohen Seehunds-C. Selbst ein voller Convent-Garden-Chor hätte nicht dagegen ankommen können, und die Sängerin gab es auch wohlweislich sogleich auf.

Die Zuhörer brüllten vor Lachen. So etwas Gelungenes hatten sie schon lange nicht mehr gehört. Als sich das Gelächter ein wenig gelegt hatte, schlug jemand vor, man sollte Lora zuerst auftreten lassen und die menschlichen Mitwirkenden danach; auf diese Weise würde sie ihren kleinen Auftritt hinter sich bringen und eher bereit sein, zuzuhören.

Es war klar, daß der Betreffende keine blasse Ahnung von Seehunden hatte; aber da war Lora bereits aus meinen Händen und wurde von anderen dem Podium zugesteuert. Zwei kräftige Männer hoben sie auf den Flügel, damit die Hörer sie gut sehen konnten, und das Xylophon wurde vor sie hingestellt. Ich stand neben ihr bereit, um auf die Töne zu zeigen für den Fall, daß sie beim Anblick einer so großen Hörerschaft plötzlich Lampenfieber bekommen und ihr Stück vergessen sollte.

Meine Hilfestellung erwies sich als unnötig. Sie nahm den Schlegel in die Schnauze und begann mit Aplomb das Volkslied ›Bäh-bäh schwarzes Schaf‹ zu klimpern. Die Hörer beugten sich vor. Ich hörte Gemurmel — »Ja, die die Stelle eben habe ich erkannt.«

»Ganz unglaublich ...« und »Spielt sie jetzt nicht ›Danny Boy‹?« »Nein, ich glaube nicht. Oder vielleicht doch ...«

Lauter Beifall begrüßte das abschließende Glissando des Schlegels über die ganze Länge des Instruments, das das Ende von ›Danny Boy‹ anzeigte, und es folgten stürmische Rufe nach einem Da capo.

»Mach weiter«, sagte Onkel und strahlte mich an.

Ich fand, die erste Reihe, in der die anderen Mitwirkenden saßen, sah ein bißchen entmutigt aus über die Wendung, die die Dinge nahmen. Ich sagte das Soldatenlied an: ›Wo meine Karawane Rast gehalten‹.

»Das habe ich als Unteroffizier im ersten Weltkrieg immer gesungen«, bekannte ein grauhaariger Herr der Allgemeinheit. »Meine Frau ...«

Wir hörten nicht mehr, was mit seiner Frau war. Lora legte schwungvoll los und hieb auf das Instrument, links, rechts und in die Mitte. Dann gab es ein lautes Krachen, das Xylophon fiel zu Boden, von Loras temperamentvollem Spiel hinuntergefegt.

Die Hörer sprangen von ihren Sitzen, teils vor Lachen, teils vor hemmungsloser Begeisterung. Ein Seehund, auf einem Konzertflügel Xylophon spielend — das war noch nicht dagewesen!

Nach einer kurzen Pause, wieder zu Atem gekommen, brachen sie von



Foto: Thea Umlauft

Der Otter ist ein schneller und ausdauernder Schwimmer. Er erreicht jedoch nicht die Schnelligkeit eines Seehundes. Er spielt gern und viel.

neuem in überschwengliche Entzückensrufe aus: »Ist sie nicht wundervoll?«

»Ja, brillant. Ich kannte das Lied nicht, aber sie hat es bestimmt großartig gespielt — Da capo!«

Der Auftritt endete etwas nüchterner mit der Wiedergabe der englischen Nationalhymne.

Der Akkordeonspieler stand auf. Er schien nicht allzu glücklich darüber, nach einer so beliebten Virtuosin an der Reihe zu sein. Ich begann zu verstehen, warum Schauspieler es so ungern sehen, wenn Kinder und Tiere in einem Stück mitwirken ...

Die Besorgnisse des Instrumentalisten erwiesen sich als begründet. Bei seinem Versuch, im Wettstreit mit der laut singenden Lora eine Wirkung zu erzielen, scheiterte er ebenso kläglich wie die Sängerin. Er trug es mit Humor und ging geschlagen an seinen Platz zurück, während Lora von neuem das Podium bestieg, diesmal, um Mundharmonika zu spielen.

Nach dem Abendessen entschloß ich mich, die Dinge ein wenig in die Hand zu nehmen. Ich hätte selber sehr gern den Akkordeonspieler gehört, aber wenn der zweite Teil des Abends ähnlich verlief wie der erste, würde dieser Wunsch kaum erfüllt werden.

Während die übrigen aßen und erzählten, gelang es mir, Lora in Onkel

Andrews Arbeitszimmer zu locken und die Tür hinter ihr zuzumachen. Unglücklicherweise war das Arbeitszimmer nicht schalldicht, und als die Darbietungen begannen und Lora sich davon ausgeschlossen fand, fing sie ein so erbärmliches Gewinsel an, daß die Gäste unruhig wurden. Sogleich ging jemand hin und ließ sie heraus.

Ich machte einen letzten Versuch, Ordnung zu halten, ließ Lora neben mir sitzen und befahl ihr streng, sich ruhig zu verhalten. Das Ergebnis war nicht weniger katastrophal: Seehunde haben sehr freigebig fließende Tränendrüsen, und die Hautstelle unmittelbar unter den Augen ist beständig feucht. Lora, tief enttäuscht, daß sie nicht mitmachen durfte, saß da, und die Tränen strömten ihr übers Gesicht. Worauf die mitfühlenden Gäste sich für sie ins Mittel legten, und die übrigen Mitwirkenden ihr großzügig das Podium von neuem überließen.

Der Abend endete mit einem allgemeinen Singen, bei dem — unnötig zu sagen — Lora uns alle in Grund und Boden sang. Aber Onkel Andrew versicherte mir, das Konzert sei ein großer Erfolg gewesen.

Schottisches Intermezzo

Das Land hier oben beleben weder Häuser noch Vegetation. Es ist nicht ›schön‹ im gewöhnlichen Sinne, und nicht der leiseste Anflug von Zivilisation mildert seine Strenge.

Wohl schlängeln sich Straßen durch die Täler, und in einzelnen Gegenden reihen sich Telegrafenmaste wie gestutzte Bäume vor dem Horizont, aber diese Dinge von Menschenhand betonen nur noch die Weite und ursprüngliche Wildheit des Landes. Himmel, Hügel, See und Bach; Bach, See, Hügel, Himmel — dies ist das Hauptthema, das das Auge wahrnimmt.

Auch Nebenthemen gibt es. Das Gras, kurz und hart, hat eine graugrüne, bei mancher Beleuchtung fast mattblaue Farbe und ist mit Büscheln Heidekraut durchsetzt. Heidekraut wächst hier oben nicht allzu üppig. Viele der höheren Hügel sind auf ihrem Gipfel praktisch vegetationslos. Einige sind mit lockerem Geröll bedeckt, in dem das Laufen Mühe macht.

Das Wasser, das von den Hängen fließt, der Regen, der Wind, die Vogelrufe und Tierschreie sind die einzigen Laute. An windstillen Tagen konnte ich in ziemlicher Entfernung vom Haus mitunter das Klirren des Spatens hören, der auf einen Stein stieß, wenn Tante Mirjam im Garten grub, oder ihre Stimme, wenn sie ein Tier rief. Außer solchen vereinzelten Lauten und dem Anblick des von Hügeln umgebenen Anwesens gab es nichts, was an die Menschheit und ihr Tun erinnerte.

In den sieben Jahren, die wir hier lebten, sah ich wenig Fremde, und das waren meist Kesselflicker; jedenfalls keine Wanderer, Sportler oder Touristen. Die Leute, die wir sahen, waren die Freunde, die uns besuchten, und der Briefträger, der Schäfer, Herr McNairn, und die Frasers, ein altes Bauernpaar, die nach ihm unsere nächsten Nachbarn waren. Sie wohnten neun Kilometer von uns entfernt.

Lora tauchte 16 Minuten

Wenn Lora im See schwamm, fuhr ich oft mit der Stoppuhr hinaus. Ihre Tauchzeiten wechselten von ein paar Sekunden bis zu mehreren Minuten. Die längste Zeit, die ich stoppte, betrug sechzehn Minuten. Zu dieser Zeit war Lora vier Jahre alt.

Graue Seehunde sollen zweiundzwanzig Minuten unter Wasser bleiben können, und der große See-Elefant, der in der Südsee lebt, fünfunddreißig Minuten; aber es ist nicht unmöglich, daß bei allen Arten auch gelegentlich längere Zeiten beobachtet werden. Da Seehunde unter Wasser Ohren und Nasenlöcher schließen, wird vielfach angenommen, daß sie

Fortsetzung nächste Seite

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 71

ihre Nahrung hauptsächlich mit Hilfe der Augen finden. Daran habe ich einige Zweifel.

Im Wagen eines Freundes nahmen wir Lora zu einer Flußmündung mit. Das Wasser in der Bucht war nicht tief, aber schlammig und trübe. Während wir unsere Brote aßen, ging Lora schwimmen, tauchte und kam nach einer knappen Minute mit einem Fisch in der Schnauze wieder an die Oberfläche. Im Laufe des Nachmittags fing sie noch mehrere Fische.

Lora muß sich diesen Platz dank eines trefflichen Ortssinnes gut gemerkt haben.

Drei Jahre später fuhren wir wieder in diese Gegend, aber an eine andere, mehr als einen Kilometer entfernte Stelle. Hier saßen wir am Strand, während Lora im Meer schwamm.

Als die Zeit zur Heimfahrt kam, war sie nicht zu erblicken. Alles Rufen blieb umsonst. Wer einmal leidige Minuten damit verbracht hat, einen widerspenstigen Hund aus einem Wald herauszulocken, weiß, wie ärgerlich das sein kann. Bei einem Seehund, den man zuletzt in den Wellen spielen sah, kommt noch erschwerend hinzu, daß man nicht gehen und nachsehen kann, wo der Herumtreiber steckt.

Ein gutes Ortsgedächtnis

Nachdem wir eine Stunde lang ohne jeden Erfolg gerufen und das Meer abgesucht hatten, fiel mir die Bucht ein, und ich schlug, ohne sehr viel Hoffnung, vor, wir sollten dorthin gehen und nach Lora Ausschau halten. Es war immer beunruhigend, wenn sie verschwand, denn Seehunde sind ein leichtes Ziel für einen Mann mit einem Gewehr. Als wir die Flußmündung erreichten, war nichts von Lora zu sehen, aber als ich ihren Namen rief, erschien sie bald am gegenüberliegenden Ufer und schwamm zu uns herüber; ohne Zweifel war sie in der Zwischenzeit ein bißchen fischen gewesen.

Dieser Fall ist merkwürdig.

Bei dem ersten Besuch war das Tier nur ein paar Meter in die offene See hinausgeschwommen und konnte unmöglich den Strand gesehen haben, der hinter einem Felsvorsprung lag; doch irgendein sicherer Instinkt hatte die beiden Plätze in Zusammenhang gebracht und Lora wieder in ihr Fischrevier zurückgeführt.

An einer Stelle des Sees war ein etwa vier Meter hoher überhängender Felsen, und dort war das Wasser tief. Lora liebte es, von dem Felsen aus Kopfsprünge zu machen. Nach einiger Zeit fanden auch die Ottern, vielleicht unter ihrem Einfluß, Gefallen an diesem Sport, sie schnellten ihre langen, geschmeidigen Leiber in der sorglosesten Weise vom Felsen und versuchten einander mit viel Lärm und Getobe hinunterzustoßen.

Seehunde und Ottern sind beides Tiere, die gern spielen. Sie pflegen ihre eigenen traditionellen Formen. Überall in der Welt machen sich Ottern an den Flußufern Schlammbahnen, auf denen sie hinunterrutschen und platschend im Wasser landen. Im Winter bauen sie Schneerutschbahnen — diese nicht unbedingt am Wasser — stoßen sich mit den Hinterfüßen ab, ziehen die Vorderpfoten an den Körper und gleiten so wie ein Rodelschlitten hinunter.

Freuden der Wasser-Rutschbahn

Dies Spiel lernte Lora später von den Ottern. Ottern sind schnelle und ausdauernde Schwimmer, haben aber nicht die Schnelligkeit eines Seehundes. Wenn ein Wettschwimmen im Gange war, gewann Lora leicht.

Einen traurigen Anblick bot unser Hund Ben, wenn er unentwegt mit diesen gewandten Schwimmern Schritt zu halten versuchte. Seine begrenzten Fähigkeiten im Wasser waren ihnen nicht unbekannt. Oft genug habe ich gesehen, wie Lora oder ein Otter mit dem Ball in der Schnauze sich umsah und vergewisserte, daß Ben hinterherschnaubte, in der schwachen Hoffnung, den Ball zu erwischen. Sie schwammen dann absichtlich langsamer, und wenn er ganz nahe heran war, tauchten sie und kamen kurz darauf an einer anderen Stelle wieder an die Oberfläche. Ben beantwortete das immer mit einem verzweifelten Bellen. Ich wunderte mich oft, warum er so hartnäckig darauf bestand, bei diesen Wasserspielen mitzutun, wenn er dabei so jämmerlich abschnitt.

Auch ich sollte in den sportlichen Wettbewerben mit meinen Wassertieren unterliegen: Zu meinem Ruderboot bekam ich ein Faltboot mit einem Doppelpaddel geschenkt. Damit erreichte ich eine ganz hübsche Geschwindigkeit, war aber nie schnell genug, um Lora oder die Ottern bei gleichzeitigem Start zu schlagen.

Seehunde und Ottern lernen schnell und sind immer zu einem Spiel aufgelegt. So erfand ich ein Wasserrennen. Dabei blieben die Tiere am Ufer oder auf dem Felsen, bis ich mir einen großzügigen Vorsprung gesichert hatte und »Los!« rief. Ein mehrfaches Platschen verriet mir, daß meine Gegner vom Felsen gesprungen und hinter mir her waren. Ich paddelte wie verrückt, muß aber gestehen, daß ich trotz meines anfänglichen Vorteils selten ein Rennen gewann.

Ich paddelte um die Wette

Während des Rennens war übrigens kein Laut zu vernehmen außer dem Eintauchen der Paddel ins Wasser und einem gelegentlichen Schrei von der ziemlich angestrengt arbeitenden Otter Gretel. Doch kaum waren die Tiere am anderen Ende des Sees ans



Foto: dpa

Der Rehbock Sith — ein Waisenkind aus dem Walde. So zart er als Jungtier aussah, er erwies sich sehr bald als ein ruppiger Geselle.

Ufer geklettert, als sie aufgeregt zu bellen und zu schreien anfingen.

Für mich lag immer etwas Unheimliches in der Art, wie meine Gegner mich schweigend besiegten. Bei diesen Gelegenheiten hob Lora selten den Kopf wie sonst, wenn sie gemächlicher schwamm. Ihr Körper, der gerade den Wasserspiegel streifte, war wie ein dunkler Torpedo.

Abenteuer mit einem Hirsch

Wie alle Seehunde schwamm Lora in ruhigen Augenblicken auch gern auf dem Rücken — wie übrigens auch die Ottern — und hielt dabei mitunter den Ball zwischen ihren vorderen, flossenartigen Pfoten. Sowohl Lora wie die Ottern konnten im Wasser so mühelos und schnell wenden wie ein Fisch.

Eines Tages war ich draußen im See mit einer vollen Bootsladung, bestehend aus Lora, den Ottern und Ben, dem Hund, als ich wieder einmal unfreiwillig ins Wasser mußte. Die Ursache war ein Hirsch.

Ben fing wütend an zu kläffen und sprang über die Bordwand ins Wasser. Ich schaute mich um und erblickte nicht mehr als die schwarze Schnauze des Hirsches und sein Geweih, parallel zum Wasser; das war alles, was man von dem schwimmenden Stück Rotwild sehen konnte. Das Boot bekam gewaltige Schlagseite, als Lora und die Ottern Bens Beispiel folgten; es kippte um, und ich lag im Wasser.

Es gelang mir, das Boot aufzurichten und die Ruder einzusammeln. Dann kletterte ich wieder hinein. Der Lärm und der Tumult waren unglaublich. Seehund und Ottern hatten den Hirsch eingeholt, schnappten nach ihm und tauchten um ihn herum. Ich fürchtete, er würde von seinem Geweih Gebrauch machen, wenn sie ihm zu nahe kamen, obschon das für den Hirsch aus seiner Schwimmlage sicher schwierig gewesen wäre. Er schwamm jedoch unbeirrt weiter. Eine Zeitlang schwammen er und Lora Seite an Seite; Lora war sich offenbar unschlüssig darüber, was sie unternehmen sollte.

Als er ans Ufer sprang, schüttelte er sich kurz und galoppierte dann den Hügeln zu. Es war ein prächtiges Stück Rotwild mit einem voll entwickelten Geweih.

Ben nahm sogleich die Jagd auf. Am Ufer angelangt, raste er hinterher, laut bellend wie ein geschulter Jagdhund. Lange nachdem er verschwunden war, hörte ich noch sein durchdringendes Kläffen aus den Hügeln. Erst spät am Abend kam er zurück, ganz erschöpft von der Jagd und zu müde, um irgendeine Nahrung anzurühren.

Von diesem Tage an machte Ben sich oft davon, manchmal vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wenn er nach Hause kam, war er stets so ausgepumpt, daß er sich einfach hinwarf und auf der Stelle einschlief.

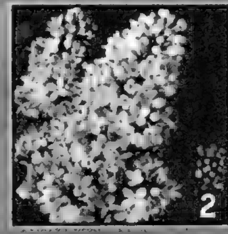
Hatte er jetzt einen Hirsch kennengelernt, so sollte er nun bald mit einem Rehbock zusammen leben.

Nächstes Heft: Der Rehbock Sith verwandelt unser stilles Tierparadies.

UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

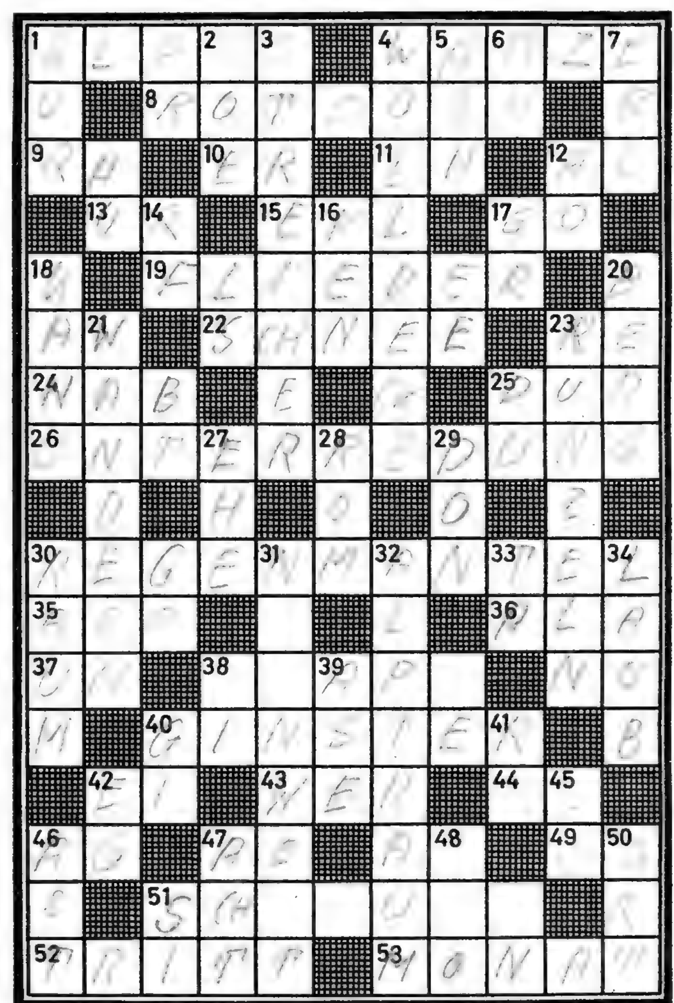
Blütensträucher


1


2


3

Diese Fotos zeigen drei Sträucher, die im Frühling blühen. Die Auflösung der Fragen 8, 19 und 40 waagerecht ergibt ihre Namen.



Waagerecht: 1. Leichter Schlag, 4. Ungeziefer, 8. siehe Bild 1, 9. ägyptischer Sonnengott, 10. Fürwort, 11. französischer Artikel, 12. Dorfanger, 13. Auerochs, 15. Passionsort in Tirol, 17. japanisches Nationalbrettspiel, 19. siehe Bild 2, 22. Naturerscheinung, 23. Skatausdruck, 24. Nebenfluß der Donau, 25. Tonart, 26. Gespräch, 30. Wetterkleidung, 35. Rasse, Sorte, 36. norditalienische Stadt an der Etsch, 37. Völkerverband, 38. Junge, 40. siehe Bild 3, 42. Keimzelle, 43. Fragewort, 44. Augenblick, 46. Aktiengesellschaft, 47. Abkürzung für Angströmeinheit, 49. vergleichender Hinweis, 51. Befestigungsmittel, 52. mit dem Fuß, 53. Zeitabschnitt.

Senkrecht: 1. Heilverfahren, 2. amerikanischer Dichter, 3. Mitglied eines Orchesters, 4. wärmendes Tuch, 5. Papagei, 6. Anrede für Unbekannte, 7. australischer Strauß, 12. Abkürzung für außerordentlich, 14. Initialen der Französischen Republik, 16. nordischer Hirsch, 17. Abkürzung für Greenwich, 18. Wasserfahrzeug, 20. Bodenerhebung, 21. zu Fuß umherziehen, 23. Gesichtsfalten, 25. Anrede, 27. Lebensbund, 28. europäische Hauptstadt, 29. Strom in Rußland, 30. Gemach, 31. Börsenausdruck, 32. Nachtgesichte, 33. Zeichen für Tantal, 34. Teil des Baumes, 39. nordischer Gott, 40. Bezeichnung des amerikanischen Soldaten, 41. Zeichen für Radon, 42. eingetragene Genossenschaft, 45. Abkürzung für: Vereinigte Staaten, 46. Baumteil, 47. Zahl, 48. finnische Hafenstadt, 50. Ansiedlung, 51. spanisch: ja. (ch und ck = 1 Buchstabe).

Die Buchstaben in den Zahlenfeldern 7, 17, 25, 27, 30, 31, 34, 40 und 50 ergeben, nach richtiger Anordnung, einen vierten blühenden Strauch. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

E G D E R N L G O

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A — Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 3. April 1958 (Poststempel). Die Namen der Gewinner veröffentlichen wir in Nummer 9/1958.

Auflösung zu Heft 6

Waagerecht: 1. Amtsrichter, 10. Roon, 11, **Bach**, 12. z. Zt., 13. Ise, 15. Uhl, 16. Ta, 17. Dreß, 19. SD, 20. Raumlehre, 23. Ate, 24. Ans, 26. Ra, 28. Au, 29. Miami, 32. Abbau, 34. As, 35. Molle, 36. I. I., 37. Taten, 39. knapp, 41. Ur, 42. da, 43. Rot, 47. San, 49. **Beethoven**, 53. el, 54. Tiara, 55. Fa., 57. Ras, 59. Lug, 60. Mal, 61. item, 63. Kant, 64. Seeschlange. Senkrecht: 1. Arzt, 2. **Mozart**, 3. tot, 4. Sn, 5. Insel, 6. HB, 7. Tau, 8. Echsen, 9. Rhld., 13. Irma, 14. Esel, 17. Du, 18. sh, 21. Aera, 22. Raub, 23. Armatur, 25. Stulpen, 27. Ammer, 28. Abend, 30. Isa, 31. Ion, 32. Alk, 33. Alp, 38. Tute, 40. Aase, 44. Oblate, 45. Stil, 46. Borg, 48. Anfang, 50. et, 51. Hauch, 52. VA, 53. Eris, 56. Alte, 58. See, 60. Man, 62. MS.
Das Lösungswort hieß: BRAHMS.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 5

1.—3. Preis: Rüdiger Rumpff, Heeren-Werve; Traudi Simek, Bozen (Italien); H. F. A. Bevendorff, Cuxhaven.

4.—7. Preis: Edeltrud Wenzel, Berlin-Wilmersdorf; Georg Diener, Saarbrükken; Otto Platt, Eberbach (Bad Neckartal); Willy Kröger, Stade.

8.—13. Preis: Kath. Büttner, Lindau/Bodensee; Susanne Berner, Hannover-W.; Ingeborg Kilian, Berlin-N 20; Helmut Göggerle, Biberach/Riß; Thea Paul, Bremen; Franz Josef Sauerborn, Höhr-Grenzhausen.

14.—20. Preis: Anton Dietrowski, Duisburg; G. Drescher, Hermagor/Kärnt. (Österreich); Heinz Krüger, Hamburg-Sasel; Dieter Hahn, Braunschweig; Hansjürgen Haidle, Heidelberg; Herbert Pollok, Nienburg/Weser; Marieluise Galle, Lingen/Ems.

21.—30. Preis: Martha Rein, Badenweiler; Paula Groß, Ulm/Donau; Karl Gericke, Dannenberg/Elbe; Ingrid Traversa, Bad Pyrmont; Karl Waldmann, Freilassing; Paulheinz Möller, Wuppertal-Oberbarmen; Doris Walter, Pforzheim; Liane Maschke, Aalen/Württ.; Dr. Bd. Kriens, Rheine/Westf.; Elisabeth Croy, Spa (Belgien).



Karolin staunte über das prächtige Himmelbett, in dem sie morgens erwachte.
ILLUSTRATION: GERD GRIMM

Heute gibt es kaum noch jemanden, der sich erinnern könnte, in seiner Jugend den Namen des Herrn Constantin von Erlach gehört zu haben. Denn dieser kleine Nachfahr eines großen Geschlechts ist schon in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Konstanz gestorben. Sein altes Haus mit dem schönen Barockportal unweit des Münsters hat man längst niedergerissen und einen langweiligen Mietskasten an die Stelle gesetzt.

Von der Kindheit des Herrn Constantin wissen wir wenig. Nur in einem Briefe seiner Großtante Selma Merian aus Basel heißt es, daß ihr Großneffe zu den sublimsten Hoffnungen Anlaß gebe, da er bereits sieben Tischgebete mit sanftestem Augenaufschlag zu sprechen vermöchte, aber bisweilen auch mit einem Lächeln altkluge Worte äußerte, die seinen Jahren schlecht anstünden. Sein Vater Ulrich Armand von Erlach, der beständig in Händeln und Prozessen mit der Stadt lag und nach den Worten eines Chronisten unter den Töchtern des Landes arge Verwirrungen anrichtete, hat im Leben des Knaben offenbar keine große Rolle gespielt. Dagegen bewahrte der Sohn eine respektvolle Zuneigung für seine Mutter aus der angesehenen Familie der Mayenfisch-Rappenstein, die er nie anders als ›meine Frau Mama‹ nannte und deren frühen Tod er aufrichtig beklagte.

Wie üblich hatte auch Constantin den Unterricht etlicher Hofmeister genossen, die allesamt als magere Schlucker kamen und mit gerundetem Bäuchlein die Erlachsche Residenz wieder verließen, im übrigen aber ihrem Zögling nur spärliche Spuren von Weisheit vererbten. Später besuchte Herr Constantin mehrere hohe Schulen Deutschlands, an denen er ohne verdächtigen Eifer juristische Vorlesungen hörte und es mit einiger Verspätung erreichte, daß er als Doktor der Rechte in die Heimat zurückkehrte. Ulrich Armand hatte inzwischen das Zeitliche mittels eines Schlaganfalls in einer obskuren Weinstube gesegnet, was die Frau Mama mit Fassung zu tragen wußte. Den Sohn aber gedachte sie in ein von ihr gelenktes Familienglück zu betten und Constantin in den Besitz aller jener Tugenden zu setzen, an denen es seinem Vater zu ihrem Verdruß sehr gemangelt hatte.

Constantin selber strebte weder nach Ruhm noch nach öffentlichen Ehren. Er ging arbeitsreichen Ämtern geschickt aus dem Wege und entdeckte einige alte Stiftungen, die teils dem Patronat der Stadt, teils der Obhut des Münsters unterstanden. In ihrer Verwaltung ließ er sich den Sitz eines Kurators und Domherrn übertragen, der ihn angenehm, aber nicht zeitraubend beschäftigte.

Nur der beklagenswerte Tod der Frau Mama war schuld, daß sie ihr Versprechen nicht mehr in die Tat umsetzen konnte, dem Sohne die Pforten zum Paradies der Ehe eigenhändig aufzuschließen; eine Fügung des Schicksals, die Herr Constantin keineswegs bedauerte. Denn er hatte schlichthin Angst vor der Ehe, die er als Institution nach Gebühr pries, doch für seine eigene Person als ein gefährliches Unternehmen ansah. Darum hatte er sich entschlossen, lieber mit den kleinen Gelegenheiten vorliebzunehmen, die unterhaltsame Damen einem Herrn von seinen Qualitäten nicht ungern boten.

So charmant sich der Beginn eines galanten Spiels auch anließ, so konnte doch keine Köstlichkeit der Stunde den Herrn Constantin vor der Erkenntnis bewahren, daß er über kurz oder lang der Sache überdrüssig wurde und die zärtlichste Freundin bei allem schuldigen Respekt dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Doch woher ein fernes Pfefferland nehmen, wenn man als ehrenamtlicher Kurator in Konstanz sitzt und sich den Kopf zerbricht, wie man einer gewissen Karolin den Abschied versüße, die ihm schon seit Wochen auf die Nerven ging.

Da trat ein Todesfall ein, der ihn den rettenden Ausweg erblicken ließ. Ein Oheim mütterlicherseits, Herr Gottlieb von Mayenfisch-Rappenstein, starb unerwartet und hinterließ ihm ein Gütchen zwischen Ermatingen und Mannenbach, zu dem ein kleines Herrenhaus gehörte, ein zierlicher Pavillon mit vier Zimmerchen zu ebener Erde und dem Mansardendach, unter dem das Gesinde schlief. Als Herr Constantin den Wert seiner Erbschaft überschlug, blitzte plötzlich der Gedanke in ihm auf, daß Onkel Gottfrieds Pavillon ideal dazu geeignet sei, die längst überfällige Karolin aufzunehmen. Er war überzeugt, daß ländliche Einsamkeit und Langeweile dahin führen müßten, ihr diesen Witwensitz zu verleiden und so verhaßt zu machen, daß sie binnen kurzem auf Nimmerwiedersehen verschwände.

Also geschah es, daß eines Tages zwei geruhsame Apfelschimmel vor der Kalesche, in der Constantin und Karolin saßen, zum Tor hinaus durch blühende Wiesen zum Pavillon des seligen Oheims zuckelten. Demoiselle Karolin staunte über die Pracht des gelben Salons mit seinen lustigen Porzellanfiguren, über die hohen silbernen Leuchter auf dem Kamin, das prächtige Himmelbett, in dem sie des Morgens erwachen würde. Doch im übrigen kam ihr die ganze Herrlichkeit etwas melancholisch vor, denn es röche an allen Ecken und Enden nach Staub und Moder. Solche Worte nahm Herr Constantin für ein gutes Omen und blieb drei Tage ihr liebenswürdiger Kavalier. Am vierten Tag aber mußte er wegen dringender Geschäfte wieder nach Konstanz fahren. Seine ältliche Haus-

der Liebe

VON E. A. GREEVEN

hälterin, Jungfer Seraphine, blieb zur Bedienung Karolins im Pavillon zurück und bekam die strikte Anweisung, jeden zweiten Tag zu berichten, wie das klösterliche Leben der Demoiselle bekäme.

Die ersten Bulletins der Jungfer Seraphine bestätigten vollauf Constantins Voraussicht. Die Demoiselle klagte vom frühen Morgen bis zum späten Abend über ihr trostloses Asyl, und Herr Constantin hatte allen Grund zu schmunzeln. Da kam am zwölften Tage eine bedenkliche Botschaft: Die Demoiselle trage ein völlig verändertes, geradezu ausgelassenes Wesen zur Schau, und man höre sie wie eine verliebte Lerche auf allen Gartenwegen Lieder singen, die in keinem christlichen Gesangbuch ständen. Kurz darauf lief die Schreckenspost ein, die leichtfertige Demoisselle habe ihre Augen mit Erfolg auf den tölpelhaften Gärtner Kuni geworfen. Die Nachricht traf Herrn Constantins Eitelkeit schmerzlicher als ein Dolchstoß.

Dieser Schimpf mußte getilgt werden, und wenn es ihn einige Taler kosten sollte. Sein Vetter Christian von Raderach saß hinter Meersburg auf einem Gutshof mit schlechtem Boden und elf Kindern und fütterte obendrein einen uralten Gätner namens Linus, der zu keiner Arbeit mehr taugte und fähig war. Herr Constantin entschloß sich, ihn gegen den töpelhaften, doch anscheinend lebensfrischen Kuni einzutauschen.

Jungfer Seraphines nächste Briefe meldeten, die Demoiselle habe in ihrer Wut bereits drei von den guten Tassen der Frau Mama zerschlagen und betrage sich gegen den armen Linus abscheulich. Die drei Tassen waren ein Ärgernis, doch ansonsten klangen die Bulletins verheißungsvoll, und als ihn dann die Freudenbotschaft erreichte, Demoiselle sei bei Nacht und Nebel auf unhörbaren Zehen entwichen, atmete Herr Constantin erleichtert auf.

Wir wissen nicht, ob sich der Pavillon noch des öfteren bewährte. Herr Constantin hatte mittlerweile die Vierzig erreicht. Da wurde er eines Tages von zuverlässigen Personen um die Dämmerstunde in Begleitung einer zierlichen Demoiselle gesehen, wie sie am Seeufer in angeregter Unterhaltung promenierten. Es blieb nicht lange ein Geheimnis, daß die Kleine mit der fröhlichen Stubsnase den Namen Susettchen trug und einer ehrsamen Witwe Kind war.

Als das Gerücht von Susettchen dem liebenswerten Vetter Raderach zu Ohren kam, schlug er ein dröhnendes Gelächter über den alten Narren aus Konstanz an, bei dem das väterliche Blut Ulrich Armands die Lehren der Frau Mama aus dem Felde geschlagen hätte. Was jedoch die schönen Erbdukaten betreffe, so sehe er sie heute schon bei dieser blonden Schlange verschwinden, und das wurme ihn gewaltig.

Sein Urteil über Susettchen war sehr ungerecht, denn ihr unbeschwertes Herz wußte nichts von berechnender Schläue. Hingegen gefiel es ihr sehr, daß ein Herr aus großem Hause sie beinahe wie eine Dame behandelte. Auch Herrn Constantin schwirrten in vielen Stunden ernsthafte Fragen durch den Sinn. Je nach Stimmung und Laune malten die Gedanken ein dankbares Lächeln um seine Lippen oder drückten drei besorgte Falten auf seine Stirn. Doch zuletzt entschlüpfte ihm in dunkler Stunde das Selbstgeständnis, es sei doch besser, in seinem Alter zum Rückzug zu blasen als Hals über Kopf in eine unwiderrufliche Bindung zu stolpern. Und siehe da — eines Tages fuhr die schon historisch gewordene Kalesche mit Susettchen und dem verlegen dreinschauenden Herrn Constantin in Richtung Pavillon durchs Tor.

Mißmutig saß Herr Constantin wieder in Konstanz am Fenster seiner Bibliothek und wartet auf Jungfer Seraphines Berichte. Die Briefe kamen und in allen stand das gleiche: das Demoisellchen fühle sich wohl und munter wie ein Fisch im Wasser, spiele mit dem Kater Balthasar und jäte mit dem alten Linus das Unkraut, führe lange Gespräche mit ihr über die bewährtesten Kochrezepte und singe mit süßer Stimme die artigsten Lieder.

Herr Constantin ließ kopfschüttelnd das Papier sinken und schneuzte sich umständlich. War so etwas noch möglich auf dieser Welt?

Als es auf Ostern zuging, wurde es ihm zu bunt. Das Wohlbehagen von Susettchen konnte auf die Dauer nicht mit rechten Dingen zugehen, und obendrein kostete die doppelte Wirtschaft eine Stange Geld. Herr Constantin bestellte den Wagen und schlug die Tür der Kalesche heftig hinter sich zu. Zum Pavillon, kommandierte er. Der alte Kutscher nickte stumm und schmunzelte ein wenig.

Als Susettchen die wohlbekannte Kalesche anrollen hörte, lief sie Herrn Constantin aus der Tiefe des Gartens entgegen und fiel ihm lachend um den Hals. Dann verschwand sie, um sich umzukleiden. Als sie strahlend vor Lebenslust und in ihrem blumenbestickten Kleid aus Lyoner Seide wieder vor ihm erschien, malte sich auf Herrn Constantins Zügen eine tiefe Verblüffung. Mein Gott, durchfuhr es ihn, dieses Mädchen ist wahrhaftig eine Schönheit geworden!

Lächelnd bat Susettchen ihn zu Tisch und führte ihn an die zierlich gedeckte Tafel. Da wurde es Herrn Constantin klar, daß er im Pavillon heute die Rolle eines verehrten Gastes spiele, den die liebenswürdige Herrin des Hauses mit natürlicher Grazie bewirte.

Der Nachmittag verging in ungetrübt heiterer Harmonie, und als der Abend kam, zündete Susettchen die beiden Leuchter auf dem Kamin an, holte ihre Laute und sang alte, zärtliche Lieder. Herr Constantin wurde von Stunde zu Stunde nachdenklicher. Scheinbar unbekümmert ließ Susettchen die Saiten verklingen und hob den Blick zu ihm auf. Ein Lächeln war darin und eine Frage. Da zog Herr Constantin sie zu sich herüber und fragte wie nebenbei, ob sie lieber ein Susettchen Zirngiebel bleiben oder eine Susette von Erlach werden wolle.

Fortsetzung von Seite 65

sie geschlagen habe, als sie der Mutter helfen wollte.

Im Saal herrscht die Stille des Grauens. Sie dauert noch an, als Heinrich Scheffler schon zur Gerichtskasse geht, um sein Zeugengeld zu kassieren.

Dann sagt der Sachverständige Professor Dr. Langelüddecke: »Wenn ich hier nicht als Prozeßbeteiligter säße, sondern zufällig hereingekommen wäre, hätte ich geglaubt, die Aussage eines Kriminalbeamten zu hören, nicht die des Vaters.«

Und Erster Staatsanwalt Neuerburg: »Es gab schon oft Eltern, denen ihre Kinder mehr Leid zugefügt hatten als Werner Scheffler, die aber trotzdem in Liebe aussagten.«

Drei Sachverständige sitzen im Saal. Sie sollen ihre Meinung über die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Angeklagten sagen.

Der erste, Dr. Küper, beschäftigt sich mit der geistigen Gesundheit des Angeklagten. Da ist nichts, sagt er, was auf einen psychischen Defekt schließen ließe. Der Angeklagte ist vom psychiatrischen Standpunkt gesund und voll verantwortlich, wenn nicht psychologische Momente dazukommen.

Der zweite, Dr. Zuschlag, spricht vom Alkohol. Der Angeklagte hat am Abend, an dem die Tat geschah, vier Schnäpse und zwei Biere getrunken. Zur Zeit der Tat hatte er einen Blutalkoholgehalt von 1,0 pro Mille. Insofern wäre er voll verantwortlich, wenn nicht zu diesen 1,0 pro Mille noch ein psychischer Affekt käme.

Der dritte, Professor Langelüddecke, beschäftigt sich mit dem möglichen Motiv der Tat.

1. Eine reine Affekthandlung scheidet aus, da zuviel dagegen spricht. Er hat sich vorher ein Messer gekauft, er hat — vielleicht — das Licht absichtlich gelöscht, er hat sich, bevor er aus dem Hause lief, eine andere Hose angezogen und das Messer sorgfältig versteckt.

2. Eine Raubabsicht scheint ausgeschlossen, denn es ist gar nicht sicher, daß Werner von dem Geld gewußt hat, außerdem hätte er es sich ohne tätlichen Angriff besorgen können. Und schließlich hat er auch tatsächlich nichts mitgenommen, obgleich er nach der Tat Zeit dazu gehabt hätte.

3. Es bleibt also nur verdrängter Haß, der sich in vielen Jahren gestaut hat und plötzlich zum Ausbruch kam, weil der Angeklagte die Bemerkung über das Kostgeld zynisch aufgefaßt hat, auch wenn sie vielleicht gar nicht zynisch gemeint gewesen ist.

Diese drei Punkte bejahten alle Sachverständigen, und unter diesen Umständen billigten sie ihm ›erheblich verminderte Zurechnungsfähigkeit‹ im Augenblick der Tat zu.

Das Schwurgericht spricht sein Urteil. Es will nichts wissen von den drei Jahren Zuchthaus, die der Staatsanwalt beantragt hat. Es will auch nichts wissen von einem Mordversuch. Es verurteilt Werner Scheffler zu zwei Jahren Gefängnis wegen versuchten Totschlags, wegen eines Deliktes, zu dessen Merkmalen nicht unbedingt niedrige Beweggründe gehören, und wegen Körperverletzung. Die vierzehn Monate der Untersuchungshaft werden ihm angerechnet.

Die Urteilbegründung klingt fast wie ein Verteidigungsplädoyer. Da ist von ›grenzenloser Einsamkeit im Elternhaus‹ die Rede, und von ›einer Wand des Mißtrauens‹ und da heißt es: ›Dieses Kind wuchs ohne Liebe auf.‹

Nach Schluß der Verhandlung nimmt der Vorsitzende den Verteidiger beiseite und rät ihm, nach zwei Monaten, im März 1958, in diesem Monat also, ein Gnadengesuch für Werner Scheffler einzureichen. Landgerichtsdirektor Oellrich wird es befürworten.

ENDE

Fotos: Arsene Ok

Der erdfarbene Schädel (oben) des neuen Neanderthalers hat als besonderes Merkmal einen Stirnwulst, der zwischen den Augen unterbrochen ist, tiefe Augenhöhlen und eine breite Nase. Unten: Der amerikanische Anthropologe Dr. T. Dale Stewart mit dem ergänzten Schädel.

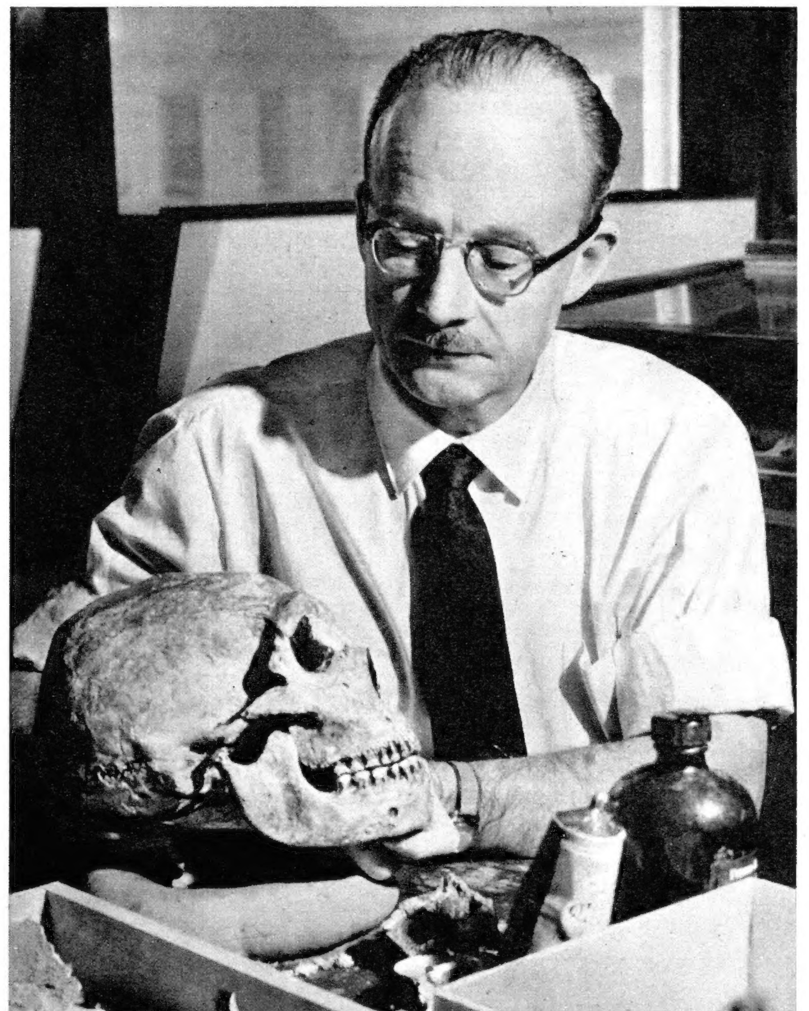
Neues Licht in ferne Vorzeit

Neanderthaler in den Bergen des Irak gefunden / Von Arsene Okun, New York

Ein Mensch wurde vor 45 000 Jahren getötet. Ihn traf ein furchtbarer Steinschlag, als er in einer Wohnhöhle Schutz suchte. Ein Felsen prallte auf seinen Nacken, andere Steinbrocken zerschmetterten ihm Brustkasten und beide Unterschenkel.

So fand seine Gebeine der amerikanische Anthropologe Ralph Solecki, als er die Höhle bei Shanidar (Nord-Irak, Zagrosgebirge) untersuchte. Er entdeckte das Skelett eines Urmenschentyps (Neanderthaler), von dem die Prähistoriker bis heute annahmen, er sei zu jener Zeit (vor 45 000 Jahren) bereits lange von der Erde verschwunden gewesen. Nun aber stand Solecki vor einem Fund, der einen weiterentwickelten, bisher unbekannten Typ des Neanderthalers zeigt. Das Skelett ist ein Mann, der etwa 1,60 Meter groß und ungefähr 35 Jahre alt war. Anthropologisch steht er zwischen dem Neanderthaler von La Chapelle-aux-Saints und den Skelettfunden im Karmelgebirge (Nordpalästina), den sogenannten Bastarden.

Der Mensch in der Höhle von Shanidar unterscheidet sich von seinen älteren Neanderthalvorfahren dadurch, daß sein Stirnwulst, statt wie bei jenen durchgehend, über der großen Nase eingebuchtet ist. Seine robusten Kinnbacken und das zurückweichende Kinn selbst deuten auf die nahe Verwandtschaft mit den Neanderthalern hin, eines Nebenzweiges des Menschengeschlechtes, der ausstarb, als die direkten Vorfahren der heutigen Menschen die Erde zu beherrschen begannen. Der Fund im Zagrosgebirge wird nun neues, enthüllendes Licht in jene ferne vorgeschichtliche Zeit unseres Lebens bringen.



Für immer festgehalten — mit RETINA und KODACHROME



Solche Schnappschüsse verlangen den richtigen Film und eine vollkommene Camera: KODACHROME und RETINA

Ganz einfach übrigens mit der RETINA IB mit ihrem lichtstarken Objektiv f:2,8/50mm, dem eingebauten Belichtungsmesser und ihrem neuen **Großbildsucher**



Das schätzt man an KODACHROME:
Farbecht wie die Wirklichkeit
Ein Bild so gut wie das andere
Projektionsfertig gerahmte Diapositive ohne Mehrkosten
Farbige Papierbilder direkt vom Dia in hervorragender Farbqualität



Für gute Bilder RETINA

RETINETTE I	DM 138.-
RETINA I B	DM 258.-
RETINA II C	DM 327.-
RETINA III C	DM 447.-
RETINA REFLEX	DM 588.-

Kodak